G. P. R. James'
Romane,

in

deutschen Uebertragungen

herausgegeben

von

F. Notter und G. Pfizer.

Achtes Bändchen.

Stuttgart.
Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung.
1839.

Der Hugenotte,

eine Erzählung

von den französischen Protestanten

von

G. P. R. James.

Aus dem Englischen.

Zweites Bändchen.

Stuttgart.
Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung.
1839.

Viertes Kapitel.

Unverhoffte Gesellschaft.

Die beiden Reiter eilten in raschem Trab dem Dorf zu, dann aber ermäßigten sie den Gang ihrer Pferde und ritten durch die einzige kleine Straße im Schritt. Die Scene hatte sich aber inzwischen verändert; die Kinder spielten nicht mehr vor den Thüren; hinter den Fenstern von einigen der Bauernhäuser strömte das röthliche Licht einer Harzkerze hervor; aus andern hörte man die Melodie eines Psalms ertönen, der gesungen ward, ehe die Bewohner sich zur Ruhe begaben; und an den Thüren von noch andern sah man einen Bauer, erst kurz von der Mühe des Tagewerks zurückgekehrt und — wie es dem Herzen so natürlich ist — in der überhandnehmenden Dämmerung verweilen, um noch einen Blick auf die Welt zu werfen, ehe das Dunkel der Nacht sie ganz dem Auge entzog. Ein paar Sterne begannen am Himmel sich zu zeigen; die Fledermäuse flatterten dahin und dorthin durch die Dämmerung, und obgleich es noch mild und warm war, verrieth doch Alles den raschen Anbruch der Nacht.

Von dem Dorf weiterreitend versank der Graf, nach einigen wenigen zu seinem Diener gesprochenen Worten, in dasselbe nachdenkliche Brüten, dem er sich auf seinem Weg nach Auron hingegeben hatte. Er beschleunigte den Schritt seines Pferdes nicht, und nachdem er etwa drei Meilen zurückgelegt hatte, umgab ihn völlige Dunkelheit. Kein Mond stand am Himmel; der Weg, auf dem er gekommen, steil, steinigt und unregelmäßig, erheischte volles Licht, um ohne Gefahr für die Kniee seines Pferdes zu seyn; und nachdem das Thier mehr als einmal gestrauchelt, lenkte der Graf in einen Pfad rechts, der auf einem kleinen Umweg auf die Hauptstraße von Paris nach Poitiers führte.

Landstraßen waren indeß in jener Zeit etwas ganz Anderes, als was sie jetzt geworden sind; und es gibt kaum einen Feldweg in England oder eine Handelsstraße in Frankreich, die nicht breiter, offner, und in jeder Beziehung besser wäre, als die Hauptstraße, von der wir sprechen, in jener Zeit war. Als jedoch der Graf sie erreicht hatte, ritt er bequemer fort und rascher, bis er die Stelle erreichte, wo sie in einen der großen Wälder hineinführte, welche in einem der Kohlen entbehrenden Lande den Einwohnern ihren Brennstoff lieferten. Hier aber stieß er auf ein Hinderniß, dessen er sich im Mindesten nicht versehen hatte. Als er sich dem Saume des Waldes näherte, sah er plötzlich zu seiner Rechten ein Feuer aufblitzen und eine Kugel pfiff über seinen Weg, doch ohne ihn oder seinen Diener zu beschädigen.

Er war zu sehr gewöhnt an Scenen, wo solche geflügelte Todesboten etwas Alltägliches waren, um über den Schuß sehr betroffen zu seyn, und er murmelte blos vor sich hin: „Das ist widerwärtig; wir müssen solchem Unwesen in solcher Nähe von Morseiul ein Ende machen," und er überlegte, ob es wohl besser sey, sein Pferd vorwärts zu treiben, oder auf die offene Straße zurückzukehren. Aber die Sache ward von Andern für ihn entschieden; denn im Augenblick war er von fünf bis sechs Männern umringt, welche ihn rasch vom Pferd zogen, obgleich er keinen Versuch zum Widerstand machte, wo er erkannte, daß er vergeblich wäre, und dann in einer gebieterischen und drohenden Weise nach seinem Namen gefragt. Zu gleicher Zeit jedoch hörte er den Galopp von dem Pferd des Jerome Riquet, der etwa zwanzig bis dreißig Schritte hinter ihm zurückgeblieben war; und daher vollkommen überzeugt, daß bald sehr kräftige Hülfe kommen würde, um ihn zu befreien, beschloß er so lang als möglich sie hinauszuziehen, in der Hoffnung, Einen oder den Andern der Freibeuter in seine Gewalt zu bekommen, die so nahe seinem Sitz ihr Wesen trieben.

„Ich kann nicht begreifen," sagte er, „was Ihr mit meinem Namen zu schaffen haben sollt; wenn mein Geld es ist, wornach Ihr verlangt, so könnt Ihr alles nehmen, was ich bei mir habe. — Guter Freund, Ihr werdet mir einen Gefallen thun, wenn Ihr mich nicht so fest am Kragen faßt; es macht mir eine Empfindung

des Erwürgtwerdens, die, wie Ihr vielleicht dereinst selbst erfahren werdet, nicht eben angenehm ist."

Der Mann, der ihn hielt, und welcher das Haupt der Truppe zu seyn den Anschein hatte, schien es gar nicht übel zu nehmen, daß er an das muthmaßliche Ende seiner Thaten erinnert wurde, sondern ließ seinen Kragen fahren, und sagte mit Lachen: „Ihr seyd eine lustige Haut! indessen Euer Geld werden wir nehmen, als uns von Rechtswegen gehörig. Es ist dies ein billiger Zoll, wie Ihr wißt; und Euern Namen müssen wir auch haben, da wir Offizianten von des Königs Landstraße, wenn auch nicht des Königs selbst, sind, haben wir gewiß ein Recht, nach Päßen zu fragen."

„Verhüte der Himmel, daß ich irgend eines Eurer Rechte in Abrede stelle," versetzte der Graf; „mein Geld gebe ich Euch von Herzen gerne; aber mein Name ist mein eigen, und den gebe ich nicht gern irgend Jemand."

„Nun dann müssen wir Euch an einen Ort bringen, wo wir Euer Gesicht sehen können," erwiederte der Andre. „Denn wenn wir Euch kennen, wohl und gut, Ihr mögt dann Eures Weges ziehen; wo nicht, so wollen wir schon Mittel finden, Euch deutlicher und offner sprechen zu machen, dafür steh' ich."

„Es ist Einer von ihnen! es ist Einer von ihnen, ganz gewiß!" sagte eine zweite Stimme; „ich hätte gute Lust, ihn an einen Baum zu binden und kurzweg niederzuschießen."

„Nein, nein," versetzte der Erste; „ich glaube seine Stimme zu erkennen. Es ist Meister Nikolas, der Notar — kein übler Mann in seiner Art. Führt ihn weiter und sein Pferd auch; wir werden bald sehen."

Obgleich der Graf sich vielleicht nicht sehr geschmeichelt fühlte, daß man ihn für Meister Nikolas den Notar nahm, so ahnte er doch nachgerade, daß dem Beginnen dieser Leute noch etwas Andres zu Grunde liege, als gewöhnliche Raubsucht, ein persönliches Motiv der Rachsucht entweder oder der Feindschaft; und da er wohl wußte, daß er in der ganzen Umgegend allgemein beliebt war, hegte er keine Besorgnisse wegen des Ausgangs für seine Person. Begierig jedoch war er, die weitern Schritte seiner Entführer zu beobachten, und folgte ihnen daher, ohne den Versuch zu machen, sie zu enttäuschen darüber, Wer er sey. Sie führten ihn etwa eine Viertelmeile auf der Landstraße durch den Wald fort, bogen dann in einen schmaleren Pfad rechts ein, den sonst nur Waldkarren befuhren, und betraten dann wieder einen Fußweg, der sie zu einem Platz führte, wo man durch die Bäume vor ihnen ein helles Licht schimmern sah. Es war offenbar, daß auch ein breiterer Weg als der von ihnen eingeschlagne zu dem Punkt führte, auf den sie zugingen, denn man hörte in dieser Richtung das Getöse von Pferdehufen und ein Knarren wie von schweren Wagenrädern.

„Das ist der braune Leronal," sagte Einer von ihnen, „der vom andern Ende des Waldes zurückkommt,

und ich will gleich zwei Louis gegen zwei Pfennige wetten, daß er sie gefaßt hat. Hört Ihr die Räder nicht? Ich glaube, wir könnten Euch springen lassen," fuhr er fort, gegen den Grafen sich wendend, indem er versuchte, bei dem durch das Laub schimmernden Licht sein Angesicht recht in Augenschein zu nehmen.

In diesem Augenblick aber versetzte Einer seiner Begleiter: „Führt ihn weiter! führt ihn weiter! Ihr wißt ja nicht gewiß, was für Räder es sind. Vielleicht schicken sie auch nur die Weiber weg."

Dies schien die Sache zu entscheiden, und zwar einigermaßen zur Zufriedenheit Alberts von Morseiul, der nicht wenig begierig war, Zeuge zu seyn von dem was folgen würde; und so führten ihn denn die Männer weiter durch das Gebüsch, welches zum Theil den Pfad versperrte, bis sie plötzlich zu einem offnen Platz kamen unter einem hohen Sandhügel, und er sich in eine Scene versetzt fand, bei der wir einen Augenblick verweilen müssen.

Es loderte ein großes Holzfeuer mitten auf dem offnen Platze; rechts und links gingen schmale Wege, tief ausgefahren durch die Räder von Sandkarren. Der hohe Hügel darüber war bekrönt mit den schönen Bäumen des Waldes, unter deren Zweigen und Stämmen das Licht des Feuers und von ein paar Fackeln sich verlor, während das reichlichere Licht unten auf drei oder vier seltsame Gruppen menschlicher Wesen fiel. Eine dieser Gruppen war nahe um das Feuer versammelt, und bestand aus sieben Männern, theils

liegend, theils stehend, alle aber wohl bewaffnet, und einige mit Karabinern in der Hand; ihre Kleidung glich in hohem Grade der der englischen Soldaten zur Zeit Cromwells, obgleich der Usurpator seit zwanzig Jahren etwa todt und die Mode solcher Kleidung untergegangen war. Einige wenige trugen das Gesicht entblößt, der größre Theil aber hatte etwas über das Gesicht gezogen, so daß sie ganz vermummt waren. Bei den Meisten bestand diese Vermummung in einem bloßen Stück Seide oder Tuch, mit Schlitzen für die Augen, zwei aber hatten förmliche Masken.

In einer kleinen Entfernung vom Feuer, weiter hin dem Hügel zu, saßen zwei Damen, die Eine reich gekleidet im Geschmack der damaligen Zeit und den obern Theil des Gesichts mit der gewöhnlichen sammtenen Reitmaske bedeckt, die Andre einfacher aber doch noch schön gekleidet, mit einer großen Uhr an der Seite und mit zwei oder drei Ringen an den Händen, trotz der Gesellschaft in der sie sich befand. Große graue Mäntel waren auf dem Boden ihnen untergebreitet, offenbar, um sie vor der Feuchtigkeit des Bodens zu schützen; und in der Nähe stand, auf eine Muskete gelehnt, augenscheinlich als eine Wache für sie, Einer von denselben Leuten, die am Feuer gruppirt waren.

In einiger Entfernung auf dem Wege rechts sah man einen Wagen stehen, von dem die Pferde abgespannt waren und das Gras auf der Seite abwaideten; aber die Augen der ganzen Gesellschaft unter der

Anhöhe waren nach der andern Seite gerichtet, wo, bei der Mündung des Wegs in den offnen Platz ein zweites von vier Maulthieren gezogenes Fuhrwerk erschien, das eben von einer Abtheilung Banditen herbeigebracht wurde, den Ersten die sich beritten zeigten.

Aus der Thüre des Wagens, den man jetzt halten ließ, stiegen eben die darin Befindlichen heraus, mit dem Ausdruck der Furcht und des Unwillens im Gesicht. Die zwei Ersten, welche sich zeigten, waren Geistliche der katholischen Kirche; der Erste, ein Mann, der für auffallend häßlich gelten mochte, wäre sein Gesicht nicht sehr ausdrucksvoll und ausgezeichnete Talente verrathend gewesen. Der Zweite war in jeder Hinsicht ein weit schönerer Mann, aber mit einem scharfen, schlauen, fuchsartigen Gesicht, und mit der Angewöhnung, sich beständig in die Unterlippe zu beißen, der er selbst in dem Augenblick nicht entsagen konnte, wo ihn, nach seiner Miene zu schließen, ausnehmende Furcht erfüllte. Nach ihnen kam wieder ein Mann, als Laie gekleidet, ein paar Domestiken und ein fetter niederer Priester, mit einem schmutzigen, fettigen Gesicht, voll nur von stumpfer Dummheit und großen schwarzen Augen.

Während diese sehr mit Widerstreben ihren Wagen verließen, waren Einige von Denen, die sie gebracht hatten, auf verschiedne Theile des Wagens gestiegen, sehr geschäftig allerlei Felleisen, Reisesäcke, Koffer und dergleichen zur Fortschaffung des Gepäcks dienende Geräthe losschneidend, öffnend und leerend.

Die Aufmerksamkeit der übrigen Akteure bei dieser Scene war so sehr von dieser Gruppe gefesselt, daß Keiner die Ankunft der Bande, welche den Grafen mit sich führte, zu beachten schien; und obgleich ihr Anführer ihn wieder beim Kragen gepackt hatte, wie um anzudeuten, daß der Graf der Gefangne seines Bogens und Speers sey, so war doch er selbst von dem Anblick dessen, was um den Wagen her vorging, so ganz in Anspruch genommen, daß er dicht am Wald ein paar Minuten Halt machte. Endlich jedoch besann er sich wieder und lenkte, indem er mit seinen Begleitern zwei bis drei Schritte vorrückte, die Aufmerksamkeit der Uebrigen von dem Wagen und dessen herausgezogenen Insaßen ab und auf den neuen herbeigeführten Gefangnen. Das Licht fiel hell auf den Grafen, wie ihn der Mann so hielt; im Augenblick aber, wo die Blicke der ums Feuer gelagerten Gruppe auf ihn fielen, riefen einige Stimmen im Ton des Erstaunens und der Bestürzung aus: „Der Graf! der Graf! der Graf von Morseiul!“

Sobald der Erste der Geistlichen, die aus dem Wagen gestiegen waren, diesen Ausruf hörte, so richtete er seine Blicke auch dorthin, lief vorwärts, faßte den Grafen bei der Hand und rief aus: „Herr von Morseiul, mein theurer Freund, ich nehme Ihren Schutz in Anspruch. Diese Männer drohen mich zu ermorden.“

„Herr Pelisson,“ versetzte der Graf, „es thut mir sehr leid, daß ich Euch keinen Schutz gewähren kann.

Ich bin selbst, wie Ihr seht, der Gefangne dieser Leute, und dürfte, nach Allem was ich weiß, wenn ich nicht von einem andern Glauben wäre, mich an Euch mit der Bitte zu wenden haben, daß Ihr mich Beichte höret, denn sie haben mir auch gedroht, mich an einen Baum zu binden und zu erschießen."

„Guter Gott, das ist sehr schrecklich!" rief Pelisson in äußerster Angst und Bestürzung. Bitte, Herr von St. Helie," rief er, sich zu dem andern ihm folgenden Geistlichen wendend, „bitte, ermahnen Sie diese Leute! Sie sind so beredt!"

„Ich — Ich — Ich kann Niemand ermahnen," stammelte der Andre, am ganzen Leibe zitternd.

Ein Wechsel trat jedoch zu ihren Gunsten ein; denn in dem Augenblick, wo des Grafen Name laut genannt worden war, hatte eine große Unruhe und Bewegung sich unter den Räubern zu zeigen angefangen. Die zuvor dagelegen waren, fuhren auf; die den Wagen geplündert hatten, verließen ihre Beute und schloßen sich ihren Genossen am Feuer an; der Mann, welcher den Grafen gepackt hielt, ließ ihn fahren, als hätte er sich die Hand verbrannt, und es war offenbar, daß eine schleunige Berathschlagung unter den Uebrigen Statt fand, was den Grafen selbst nicht wenig überraschte, denn unter Denen, deren Angesicht nicht verhüllt war, befand sich nicht ein Einziger, den er sich zuvor je gesehen zu haben erinnern konnte.

Die Bewegung, welche Pelisson gemacht hatte jedoch, und die zwischen ihm und dem Grafen gewechselten

Worte lenkten ihre Aufmerksamkeit von der vor sich gehenden Berathung nach dieser Richtung hin. Zwei Männer, beide maskirt, trennten sich von den Uebrigen, der Eine ein sehr großer und kraftvoller Mann, etwas reich, obwohl nicht geschmackvoll gekleidet; der Andre ein kurzer, untersetzter, stämmig aussehender Mann, dem nur noch ein Bandelier über sein Lederhabit fehlte, um ein vollkommen treues Conterfei der Parlamentssoldaten Großbrittaniens zu seyn. Der kleinere Mann übernahm die Rolle des Sprechers, obgleich beide miteinander gerade auf den Grafen zu schritten.

„Es thut uns leid, was vorgefallen ist, Herr von Morseiul,“ sagte er: „wir hatten nicht entfernt die Absicht, Euch auf Eurem Weg zu beunruhigen, und nur die Dummheit dieses Burschen und die Dunkelheit der Nacht hat den Mißgriff veranlaßt. Ich habe nur zu erklären, was ich schon gesagt, daß es uns leid thut, und daß Euch völlig frei steht zu gehen, wohin Euch beliebt.“

Der Graf hatte im Augenblick seinen Entschluß gefaßt. „Es freut mich zu hören,“ sagte er, „daß Euch wenigstens Eine Vergehung gegen die Gesetze des Landes leid thut; was aber mein Gehen betrifft, so habe ich, wenn ich gehe, nicht im Mindesten Lust, allein zu gehen. Ich bin nicht der Mann, der seine Genossen in der Noth verließe, und ich muß darauf bestehen, daß Andre der hier Anwesenden eben so wie ich in Freiheit gesetzt werden.“

Pelisson sah ihn mit einem flehenden Blicke an; der Abbé von St. Helie faltete die Hände und sah ihm ängstlich ins Gesicht; während Derjenige, zu dem er gesprochen, in mürrischem Ton erwiederte:

„Wir möchten Euch gern gut behandeln, Herr Graf, und Euch kein Leid thun; so geht denn Eures Weges in Gottes Namen, und mischt Euch nicht in Das, was Euch nicht angeht; befürchtet vielmehr, es möchte daraus nur Schlimmes folgen. Bedenkt, Ihr führt hier nicht die verlorene Hoffnung an vor Maestricht!"

„Oh!" sagte der Graf, mit einem bedeutsamen Kopfnicken, als hätte ihn die Anspielung des Mannes in ein Geheimniß eingeweiht; aber ehe er fortfahren konnte, flüsterte der Größere und Athletischere von den Beiden seinem Genossen einige Worte in leisem Tone zu, und nach einem augenblicklichen Bedenken wandte sich der Andere wieder zu dem Grafen und sagte: „Nun Herr, und was wünscht Ihr denn? Wir achten und lieben Euch, und wollen Euch gern Viel zu gefallen thun. Was verlangt Ihr?"

„Fürs Erste," versetzte der Graf von Morseiul, und er sprach langsam und deutlich und machte so viele Worte, als er nur konnte, da er wußte, daß mit jedem Augenblick etwas gewonnen war, indem die Hülfe immer näher kommen mußte, „fürs Erste, da ich die volle Ueberzeugung habe, daß Ihr viel zu sehr Männer von Ehre, und schon Eurer Natur nach um Vieles zu höflich und artig seyd —"

„Kommt, kommt, Herr Graf," sagte der Mann, ihn unterbrechend, „macht Eure Geschichte kurz. Wir haben unsre eignen Begriffe von Ehre, was Ihr aber sagt, daß wir von Natur höflich seyen, so ist dies nicht der Fall. Wir sind weder Narren noch Kinder, noch Besucher der gemalten Zimmer in Paris, sondern Freie des Waldes. Meine Frage ist: Was Ihr verlangt?

„Fürs Erste," entgegnete der Graf, indem er einen Schritt vorwärts trat gegen den Ort, wo die beiden Damen saßen, und mit der Hand dorthin deutete, „fürs Erste verlange ich, daß Ihr diese beiden Damen in Freiheit setzt."

„Sie hätten schon lange frei ziehen können," versetzte der Mann, „wenn sie nur hätten sagen wollen, woher sie kommen und wohin sie gehen. Indeß, sie sollen gehen, da Ihr es verlangt; zuerst aber hätte ich gern diese Ringe und die Uhr."

„Pfui!" sagte der Graf, „Ihr werdet doch hoffentlich diese Schmucksachen nicht anrühren. Ihre Börsen sind ihnen, glaube ich gewiß, schon abgenommen worden."

„Ja, diese wurden zuerst abgeliefert," versetzte der Mann, „und wir hätten die Uhr und die Ringe auch gleich genommen, wären wir nicht durch diese andre Geschichte unterbrochen worden. Kommt, hübsche Kleine," fuhr er fort, sich zu der jüngern von den Damen wendend, welche Beide aufgestanden waren, als sie die zu ihren Gunsten gemachte Verwendung vernahmen, und

mit lebhafter Spannung den jungen Grafen anblickten, „kommt, laßt uns sehen, ob Diamanten unter diesen Ringen sind, denn Diamanten dürfen wir nicht aus dem Wald hinaus lassen. Sie sind um Vieles besser als Gold."

Mit diesen Worten näherte er sich ihr, und nahm die schmalen, zarten, schönen Finger, an welchen die Ringe schimmerten, in seine rauhe, derbe Hand.

„Ich fürchte, Dame," sagte der Graf, der ihm gefolgt war, „ich kann meinen Schutz und Verwendung nicht weiter ausdehnen. Wir müssen dankbar seyn, daß man Ihnen nur überhaupt gestattet, zu gehen."

„Wir sind Euch schon so zur tiefsten Dankbarkeit verpflichtet, mein Herr!" versetzte die ältere Dame, und die jüngere setzte augenblicklich hinzu: „ja wahrhaftig, das sind wir; aber mögen sie die Ringe nehmen," fuhr sie fort, sie von den Fingern streifend, „alle bis auf Einen," sagte sie dann plötzlich, „alle bis auf Einen!"

„Was, ein Ehering," rief der Mann mit lautem Gelächter, „oder das Pfand eines Liebhabers, glaube ich, denn ich sehe hier keinen Ehering."

„Nein, Herr," sagte sie, den Kopf etwas stolz aufrichtend, „sondern einer Mutter die mich liebte, und die mir noch in der Erinnerung höchst theuer ist. Bitte, laßt mir den. Dies ist der Ring.

„Ha! der ist so viel werth als alle übrigen zusammen," sagte der Mann, ihn betrachtend. „Nein, nein, mein hübsches Fräulein, den müssen wir haben."

Der Graf von Morseiul war dabei gestanden, etwas blaß, und mit einer Haltung, die zum erstenmal eine gewisse Aufregung verrieth. Jetzt aber legte er sich ins Mittel, da er aus dem Zittern ihrer Hand sah, wie heftig die Worte des Mannes die junge Dame erschütterten, obgleich er ihr Angesicht nicht sehen konnte.

„Was ist der Werth des Rings?“ fragte er den Mann.

„Ha! zwanzig und etliche Louis, glaube ich, wenigstens,“ versetzte dieser.

„Gut; ich will Euch doppelt den Betrag zahlen,“ sagte der Graf. „Ich habe das Geld nicht bei mir, denn Eure Leute haben mir Alles abgenommen; aber Ihr könnt mir trauen, und ich werde es Jedem auszahlen, den Ihr auf mein Schloß Morseiul sendet, und ich setze meine Ehre zum Pfande, daß Eure Abgesandte ohne Gefährde und ohne Befragung kommen und gehen sollen.“

„Eure Ehre, mein Herr Graf, ist so viel werth als die Stadt Poitiers,“ antwortete der Mann. „Hier ist der Ring,“ und er gab ihn in die Hand des Grafen.

Albert von Morseiul nahm ihn und betrachtete ihn bei dem Licht des Feuers einen Augenblick mit einiger Aufmerksamkeit und innerer Bewegung. Er war aus Diamanten gearbeitet und stellte, nach einer damals häufigen Mode, die Anfangsbuchstaben wahrscheinlich eines Eigennamens C. S. dar, worüber eine Grafenkrone.

„Dame," sagte er, nachdem er ihn betrachtet, „dieser Ring ist beinahe eine so starke Versuchung für mich, wie für unsern Freund hier. Ich wünschte ihn zu behalten, bis seine schöne Eigenthümerin, wieder in voller Freiheit, kommt, ihn aus meinen Händen zurückzuverlangen. Das wäre aber ungroßmüthig, und so werde ich ihn wohl sogleich zurückgeben müssen."

Mit diesen Worten steckte er ihn wieder an ihren Finger und erhob mit höflich galantem Anstand die schöne kleine Hand zu seinem Mund. Sie beugte ihr Haupt über ihre und seine Hand hinab, als wollte sie den wiedergewonnenen Ring ansehen, und er fühlte, daß ein warmer Tropfen aus den leuchtenden Augen fiel, welche durch die bedeckende Maske hindurch glänzten.

„Und jetzt," sagte er, sich zu dem Mann wendend, der sich als Haupt der Bande benommen hatte, „und jetzt werdet Ihr wohl die Damen entlassen?"

„Ja," antwortete der Mann, „aber Einer von unsern Leuten muß sie an den Platz führen, wo wir die Lakaien an die Bäume banden."

„Aber sie sind doch völlig ungefährdet?" fragte der Graf, „Bei Eurer Ehre?"

„Bei meiner Ehre, das sind sie," antwortete der Mann trotzig. „Den möchte ich sehen, der sie nur noch mit einem Finger anzurühren wagte, wenn ich sage: sie sind frei!"

„So kommen Sie denn schnell," sagte der Graf, zu den Damen sich wendend, „lassen sie uns den

Augenblick nicht verlieren;“ und er ergriff ihre Hand, um sie zu dem Wagen zu führen, der, wie er bemerkt hatte, etwas weiter entfernt auf dem Wege stand. Aber Pelisson und St. Helie warfen sich ihm in den Weg und schrieen laut: „Um Gottes willen, verlaßt uns nicht! Ums Himmelswillen, verlaßt uns nicht!“

„Nein, nein,“ antwortete der Graf. „Gute Freunde,“ fuhr er fort, sich zu der Bande wendend „thut doch diesen guten Herren kein Leid, wenigstens bis zu meiner Rückkunft. Vielleicht kann ich Bedingungen zwischen Euch und ihnen vermitteln, und Euch wohl auch eine Neuigkeit mittheilen, die Euch zu einer Aenderung Eures Vorsatzes bewegt.“

„Nicht leicht!“ antwortete der Anführer; „aber wir wollen ihnen Nichts zu leid thun, bis ihr zurück seyd, wenn Ihr die Damen nur an ihren Wagen geleiten wollt. Ihr, Stephan, führt den Wagen wieder bis zu dem Platz, wo die Lakaien gelassen wurden.“

„Ich will im Augenblick wieder zurück seyn,“ sagte der Graf, und er führte die jüngere Dame weg, während die ältere folgte. Bis sie den Wagen erreichten, und noch eine Weile, während man beschäftigt war, die Pferde wieder anzuspannen, blieben Alle still; endlich aber wagte die jüngere Dame mit leiser Stimme zu sagen:

„Wie kann ich Ihnen je danken, Herr von Morseiul?“

Der Graf antwortete auf diese Frage nicht, sondern sagte nur als er ihr in den Wagen half:

„Ich irre mich doch nicht? Haben wir uns nicht früher schon begegnet?"

„Ja, vor Jahren schon," sagte sie in demselben leisen Tone; „aber," fuhr sie im Augenblick darauf fort, als eben der Mann wegzufahren im Begriff stand, „wir werden uns wieder begegnen, und wenn dies ist, sagen Sie nichts von diesem Zusammentreffen, ich bitte Sie dringend, erinnern Sie sich nur, daß ich von tiefster Dankbarkeit erfüllt bin."

Der Wagen fuhr weg und der Graf stand einen Augenblick horchend da. Dann kehrte er zu der gemischten Gruppe am Feuer zurück, wo bei dem Abbé von St. Helie die Aufregung der Angst sich während seiner Abwesenheit zu einer solchen Höhe gesteigert hatte, daß die Thränen dem unglücklichen Mann in Menge aus den Augen strömten, während die Bande, welche ihn zum Gefangnen gemacht hatte, ihn umstand und ihn mit einiger Verachtung, aber im Mindesten nicht mit irgend einer Miene des Mitleids betrachtete. Pelisson seinerseits entwickelte eine größere Festigkeit, indem er mit ineinandergelegten Händen, und die Augen auf den Boden geheftet, da stand, doch ohne ein andres Anzeichen von Furcht außer der Bläße seiner Wangen und einer gelegentlichen Bewegung der Lippen, wie wenn er betete.

Der Graf trat bis in die Mitte der Gruppe vor, und als er bemerkte, daß der Anführer der Bande, in deren Hände sie gefallen waren, ihn ansah, erwartend daß er zu sprechen beginne, und eine Art von trotzigem

Schweigen beobachtete, welche nur Schlimmes für die beiden Geistlichen ahnen ließ, sagte er: „Nun, guter Freund, was beabsichtigt Ihr mit diesen Herrn anzufangen?"

„Ich beabsichtige," antwortete der Mann in finsterem Ton, „die Beiden die hier stehen, unfehlbar niederzuschießen, den Pfaffen mit dem schwarzen Gesicht bei dem Wagen dort zu peitschen, bis er kein Stückchen Haut mehr auf dem Rücken hat, und die Lakaien zum Teufel zu jagen."

„Natürlich treibt Ihr nur Spaß," sagte der Graf. „Ihr seyd, deß bin ich gewiß, nicht der Mann, der einen vorbedachten Mord verübte. Aber Ihr habt sie nun genug geängstigt. Laßt mich hören, was Ihr mit ihnen vorhabt, ohne Scherz."

„Ich habe gar nicht im Scherz gesprochen," versetzte der Mann grimmig. „Ich habe Euch mein Vorhaben gesagt und werde davon nicht abgehen. Diese beiden Schurken sind in eine friedliche Provinz und unter ein glückliches Volk gekommen, um Zwietracht und Verfolgung und Haß in unsre Mitte zu bringen, und sie sollen selbst die ersten bittern Früchte ihrer Werke kosten. Gewiß nicht will ich sie entrinnen lassen; und ich kann dem alten Jesuiten Le Tellier, und seinem tyrannischen Sohn, Louvois, sagen, sie mögen nur so viele solcher Feuerbrände hieher schicken, als ihnen beliebt; ich werde mein Möglichstes thun, ihrer habhaft zu werden, und sie in ihrem eignen Blut auszulöschen."

„Ich verstehe in der That nicht, was Ihr meint," versetzte der Graf. „Mein Herr Pelisson, ich kann nicht glauben, nach dem was ich von Euch weiß, daß Ihr der Mann seyn sollt, der solche schlimme Plane im Schilde führte, als dieser gute Herr da Euch' schuld gibt. Wir Angehörige der reformirten Religion haben freilich bedauert, daß es Euch angemessen schien, zurückzukehren zu dem, was in unsern Augen ein großer Irrthum ist, aber nie glaubten wir, daß Ihr gegen Eure reformirten Brüder mit Härte verfahren würdet."

„Das thue ich auch nicht, Graf," antwortete Pelisson mit Festigkeit. „Es ist natürlich, daß ich, der ich Irrthümer verlassen habe, mich bemühe, auch Andere auf dieselbe Bahn zu leiten; aber nie hab' ich harte Mittel angewendet, und nie hab' ich zu harten Mitteln gerathen. Im Gegentheil, ich habe der Milde, dem Frieden, der Ueberzeugung, der Ermahnung, der Güte, der Billigkeit bei allen Gelegenheiten das Wort geredet. Aber es ist umsonst, mein edler, junger Freund," fuhr er fort, die anschauend, die ihn gefangen genommen, „es ist Alles umsonst. Diese Männer haben beschlossen, an unserm Blut sich zu letzen, und der Versuch, ihnen Einhalt zu thun, ist umsonst; aber die Vergeltung, welche sie, und fürchte ich, Eure ganze Sekte treffen wird, wenn die Kunde unsres Schicksals das Ohr des Königs erreicht, wird schrecklich seyn. Aber es ist Alles umsonst, wie ich gesagt habe. Ihr habt Euer Möglichstes für uns gethan, und ich danke Euch von Herzen. Seyd Zeugen, Ihr Alle!" fuhr er

mit erhobener Stimme fort, „seyd Zeugen, Ihr Alle, daß dieser edle Graf, der Graf von Morseiul, keinen Theil hat an der entsetzlichen That, welche zu begehen diese Männer im Begriff stehen, und daß er sein Möglichstes gethan hat, uns zu retten."

„Niemand wird deßhalb einen Verdacht gegen mich hegen, mein Herr Pelisson," versetzte der Graf. „Aber ich muß doch noch Etwas versuchen," fuhr er fort, da er, nicht mit Unrecht, glaubte, daß die Worte und das Benehmen Pelisson's einen Eindruck auf die Schaar der sie umgebenden Männer gemacht haben müßten, und auch Hoffnung hegte, daß jetzt Hülfe nahe sey. „Ich muß doch noch Etwas versuchen, und ich glaube, die Zeit ist gekommen, es zu thun. Hört mich an, Freund," fuhr er fort, sich zu dem Mann wendend, der an der Spitze der Bande zu stehen schien. „Ich ersuche Euch, augenblicklich diese beiden Herren in Freiheit zu setzen. Ich bitte Euch darum, sowohl um Eurer selbst als um der reformirten Kirche willen, der ich angehöre, und deren Aufreizungen man diese That zuschreiben wird; und wenn Ihr nicht auf meine Bitten hören wollt, so müßt Ihr auf meinen Befehl hören — ich befehle Euch, sie in Freiheit zu setzen."

„Befehl!" sagte der Mann mit verächtlichem Lachen. „Eure Befehle werden wohl gar mächtig hier seyn, in dem grünen Wald, Herr Graf! Hört jetzt Ihr meine Befehle an Euch! Macht Euch Eure Zeit zu Nutze und beeilt Euch, ohne Verzug von diesem Platz wegzukommen, denn wenn Ihr zögert, sollt Ihr entweder

diese Männer vor Euern Augen erschießen sehen, oder selbst mit ihnen erschossen werden. So macht denn schnell!"

„Geschehe denn, was Ihr sagt, guter Freund," erwiederte der Graf kalt. „Es wird also eine blutige Geschichte geben; aber eh' Ihr Euch daran macht, bedenkt, ich sage es Euch, Ihr werdet mir mit ihnen das Leben nehmen; und laßt mich Euch vor noch Etwas warnen, was Ihr nicht wißt. Der erste Schuß, der abgefeuert, das erste laute Wort, das gesprochen wird," fuhr er fort, und ließ seine Stimme sinken, „wird den Untergang über Aller Haupt bringen."

Der Mann, zu dem er sprach, sah ihm mit einigem Erstaunen ins Gesicht, als verstände er seine Meinung nicht ganz deutlich, während die übrige Bande eifrig durch einander zu flüstern schien, in einer Weise, die man dahin deuten konnte, daß sie einige Meinungsverschiedenheit zwischen ihnen und ihrem Anführer verrathe.

Das Ohr des Grafen war scharf; während er die beiden Damen zu ihrem Wagen geleitete, hatte er in der Ferne undeutliche Töne vernommen, die, wie er fast nicht zweifelte, durch die Ankunft einer ihn aufsuchenden Truppe vom Schloß her mußten verursacht werden; während er zu dem Anführer der Bande zu Gunsten Pelisson's und seiner Begleiter redete, hatte er wieder dieselben Töne, aber deutlicher, gehört. Er hatte Stimmen, hatte das Stampfen von Pferden gehört, und das augenblickliche Bedenken und Zögern

benützend, worin sein Gegner zu schwanken schien, rief er: „Horcht!“ und erhob seine Hand, um zur Stille aufzufordern. Die Laute, obgleich entfernt, wurden jetzt sehr deutlich, und er fuhr fort: „Ihr hört es? Sie suchen mich mit allen Leuten im Schloß. Ihr wußtet nicht, daß mein Diener hinter mir war, als ich ergriffen wurde, und floh, um Hülfe herbeizuholen.“

Sein Gegenmann stampfte mit dem Fuß auf den Boden und legte die Hand an eine Pistole, die er im Gürtel stecken hatte, in unheilverkündender Weise an dem Hahn herumfingernd; aber der Graf legte sich wieder ins Mittel, aus vielen Gründen sehr begierig, einer Collision zuvorzukommen.

„Kommt,“ sagte er, „ich wünsche nicht, daß Euch ein Leid geschähe. Laßt uns die Sache durch Vergleich beilegen. Laßt die Gesellschaft, die Ihr festgenommen habt, frei, und ohne Zweifel werden sie Eurer Obhut und Sorge alles Gepäcke und alles Geld überlassen, das sie etwa besitzen. Was sagt Ihr dazu, Herr Pelisson?“

„Gerne, gerne!“ rief Pelisson, dem alle diese zuletzt geredeten Worte ein Herzenstrost gewesen waren.

„Gerne, gerne!“ rief der Abbé von St. Helie, und die Thränen der Angst, welche zuvor seinen Augen entströmt waren, verwandelten sich plötzlich in Thränen der Freude und floßen so hastig als nur je. Ihr Feind jedoch schien noch zu schwanken; aber der größere Mann, der, wie wir oben gesehen, einigen Einfluß auf ihn übte, zog ihn wieder beim Ermel und flüsterte

ihm eine kleine Weile lebhaft ins Ohr. Er hörte ihn einen Augenblick an, den Kopf halb wegwendend, riß sich dann verdrießlich von seiner ihn haltenden Hand los und sagte: „Gut, ich glaube also es muß seyn. Ich will sie frei geben; aber ein Tag der Rechnung wird kommen, wenn sie nicht das Vorgefallne sich eine Warnung seyn lassen. Rafft alle diese Sachen zusammen, meine Leute; nehme Jeder Etwas, und machen wir uns so schnell als wir können davon. Aber laßt doch die Waffen nicht aus der Hand; ein Theil von Euch muß unter den Waffen bleiben. Diese Bursche kommen uns verteufelt nahe und finden am Ende noch den Weg hieher."

„Sie sollen Euch kein Leid thun," sagte der Graf. „Ich breche keine Verpflichtungen, auch wenn sie mehr nur angedeutet als ausgesprochen sind."

In diesem Augenblick aber rief der Abbé von St. Helie, der sich von der Angst, die ihn ergriffen, wieder genugsam erholt hatte, um seine Gedanken auf das zu lenken, was er vor hatte, laut aus: „Aber des Königs Commission — des Königs Commission! die dürfen sie nicht in ihre Hände bekommen!" und nach dem Gepäcke rennend, ergriff er einen weißen, ledernen Sack, der einen ganz besondern Schatz zu enthalten schien; kaum aber hatte er ihn in der Hand, als der Hauptmann der Bande ihn gewaltsam ihm aus der Hand riß, und ihn mitten in das Feuer hineinwarf, wo er den Fuß darauf setzte, damit er doch ja ganz gewiß verbrenne, auf die Gefahr hin, sich selbst zu beschädigen.

Albert von Morseiul war Offizier im Dienste des Königs, und war in seiner Jugend in hohen Begriffen von ergebungsvoller Loyalität und Ehrfurcht vor der königlichen Autorität auferzogen worden, welche selbst der freie Geist der reformirten Religion, zu der er sich bekannte, nicht zu schwächen vermocht hatte. Daher erfüllte ihn die der königlichen Commission angethane Schmach mit Entrüstung; er fuhr auf, packte den Mann, der sie vernichten wollte, bei der Brust, und rief: „Herr, wollt Ihr den König selbst insultiren?"

Der Mann gab keine Antwort, aber bestrebte sich, seinen Fuß auf dem Packet fest zu halten. Der junge Graf aber war an Körper so stark gebaut wie er und um ein gut Theil größer; und nach einem augenblicklichen Ringen schleuderte er ihn zurück, während der Abbé von St. Helie das Packet aus den Flammen riß.

Was das Resultat dieses Kampfs am Ende gewesen wäre, da sowohl das Blut des Räubers als das des jungen Grafen sich erhitzte, wäre schwer zu sagen; denn der Mann hatte die Pistole aus dem Gurt gezogen, und man hörte deutlich das Knacken des Hahns als er ihn spannte; gerade in dieser Minute aber wurden die Männer, welche beschäftigt gewesen, die Koffer und Felleisen ihres Inhalts zu entledigen, einer die Straße herankommenden Abtheilung von Reitern ansichtig; und alle Dinge von irgend einem Werth

zusammenraffend zogen sie sich rasch, ihren Anführer umringend, zurück. Der Letztere, seinen Kampf mit dem Grafen aufgebend, stellte sie nun rasch in eine Linie, ließ sie all die zerstreut umher liegenden, ihnen angehörigen Sachen sammeln und zog sich mit ihnen auf dem entgegengesetzten Weg zurück; sie boten eine starke Fronte von fünf Mann neben einander dem Feinde dar, mit gespanntem Hahn die Karabiner gegen die Reiter angelegt, die jetzt mit Macht auf den offenen Platz eindrangen, wo alle diese Ereignisse vorgefallen waren.

An der Spitze der Reiter zeigte sich der Chevalier d'Evran, der sich in aller Eile gewaffnet hatte, um seinen Freund zu befreien oder zu rächen; aber als der Graf sah, daß er jetzt Herr des Schlachtfelds war, und die Räuber sich in sehr drohender Haltung zurückzogen, was Blutvergießen zur Folge haben konnte, wenn man ihnen nicht augenblicklich zeigte, daß man sie nicht weiter zu belästigen beabsichtige, so trat er rasch ein paar Schritte vorwärts und rief seiner Partei zu:

„Halt, halt! Wir haben vor Eurer Ankunft einen Vergleich geschlossen und sind Alle in Freiheit. Dank jedoch, Louis, tausend Dank für Euren Beistand!“

Die Leute des Grafen machten auf seinen Befehl sogleich Halt, und die Räuber zogen sich langsam auf dem andern Wege zurück, alle zehn oder zwölf Schritte sich umsehend, vollkommen gerüstet zur Vertheidigung, wie ein alter, von den Jägern verfolgter Löwe.

Inzwischen sprang der Chevalier vom Pferde und ergriff mit Lebhaftigkeit die Hand seines Freundes.

„Ha, Albert!“ rief er aus, „Albert, das wäre ein schöner Streich! Ihr, der, obgleich einer der verwegensten Offiziere im Heer, Kugeln und Piken, Bajonetten und Säbeln glücklich entgangen, Ihr Gefahr laufen, getödtet zu werden von einem an den Gräben fechtenden Freibeuter, nur ein paar Meilen von Euerm eignen Herd! Ha, als der Schelm Jerome da kam und mir die Nachricht brachte, da glaubte ich toll zu werden; aber ich war entschlossen, die Schurken wie Wölfe niederzureiten, wenn ich fände, daß sie Euch ein Leid gethan hätten.“

„Oh! nein,“ antwortete der Graf, „sie zeigten keine Lust mir ein Leid anzuthun; und es scheint in der That, sofern ich betheiligt bin, war die ganze Sache ein Mißgriff, denn mir begegneten sie sehr achtungsvoll. In Wahrheit, es schien, ich stehe in ungeheurer Gunst bei ihnen, und die Schwierigkeit bestand für mich nur darin, Herrn Pelisson und diesen ehrwürdigen Herrn hier zu retten. Aber trotz des ehrerbietigen Benehmens dieser Ehrenmänner gegen mich muß ich doch darauf denken, sobald ich nur von Poitiers zurück bin, diesem Wesen ein Ende zu machen.“

„Gewiß, mein Herr Graf,“ sagte der Abbé von St. Helie, „wir sind Euch heute Nacht zum höchsten Dank verpflichtet geworden, und Eure Handlungsweise soll nie aus unserm dankbaren Andenken verschwinden.“

Der Graf verbeugte sich tief, aber etwas steif; dann schüttelte er Pelisson die Hand und sagte: „Ich schätze mich glücklich, Euch Beiden, Ihr Herren, einen Dienst haben leisten zu können. Mein guter Freund, Herr Pelisson, ich hoffe, daß dieser kurze, obgleich unliebliche Aufenthalt im Wald Euch nicht schaden wird. Ich will Euch und Euern Freund nicht bitten umzukehren, und eine kurze Zeit im Schloß Morseiul zu verweilen, da aller Wahrscheinlichkeit nach Herr von St. Helie nicht Lust hätte, unter dem Dach eines Ketzers auszuruhen. Aber überdies," fuhr er mit einem Lächeln fort, „neben dem, was ich natürlich nur im Scherz berührte, zweifle ich nicht, daß Euch darum zu thun ist, vorwärts zu kommen. Morseiul liegt außer Eurem Wege und in anderthalb Stunden werdet Ihr die Herberge von Quatremoulins erreichen."

„Aber, Herr, werden wir ungefährdet bleiben, werden wir ungefährdet bleiben?" rief der Abbé von St. Helie aus, der jetzt mit ängstlichen Blicken das Fuhrwerk prüfte, in welchem sie gereist waren. „Gnädiger Gott!" rief er, ehe noch der Graf antworten konnte, „schaut nur, hier ist eine Kugel, die nur einen Zoll von meinem Kopf entfernt durch den Wagen gegangen ist!"

Der Graf von Morseiul sah den Chevalier an, und Beide lachten.

„Es gibt ein Sprüchwort in England, mein guter Abbé," sagte der Chevalier, „welches sagt, wenn's nur nicht trifft, ist's so gut als ob's eine Meile weit

daneben geht; wenn Ihr aber meinen Rath annehmen wollt, so pflanzt Ihr Euch jetzt gerade auf dieselbe Stelle, oder Ihr legt Euer Felleisen unter Euch, so daß Ihr gerade so hoch sitzt, wie das Schußloch ist, denn es ist tausend gegen eins zu wetten, daß, wenn man tausendmal auf Euch schießt, keine Kugel je wieder hier trifft."

Der Abbé schien keine sonderliche Freude an diesen Späßen zu haben, denn für sein Gemüth war die Sache viel zu ernst, um Scherz zu vertragen; und der Graf von Morseiul antwortete auf seine frühere Frage: „Verlaßt Euch darauf, Ihr seyd vollkommen sicher. Aber um Eure Sicherheit noch zu verstärken, wollen der Chevalier und ich nur mit ein paar Begleitern nach Morseiul zurückkehren, und meine übrigen Leute mit Euch senden, um Euch bis zu der Herberge zu geleiten. Wenn Ihr aber meinen Rath annehmen wollt, meine Herrn, so reiset Ihr nicht mehr bei Nacht, wenn Ihr Euch in diesem Theil des Landes befindet; denn aus dem, was der Kerl sagte, muß ich fast schließen, daß die Bauern hier schlimme Vorstellungen haben von dem, was Ihr hier zu treiben im Sinn haben mögt, und es dürfte gefährlich seyn, wenn Ihr ihnen zu viel trautet. Es gibt Dinge, müßt Ihr nicht vergessen, wie Schießen hinter den Hecken hervor und von den Gipfeln der Anhöhen herab; und Ihr müßt Euch erinnern, daß in diesem Theile der Welt, wo die Pfade tief zwischen den Feldern hinlaufen, wo unsre Obstgärten dicht stehen, und unsrer Wälder so viele sind, es

nicht leicht ist, sich zu vergewissern, ob kein Feind in der Nähe ist. Da ich als unzweifelhaft voraussetze, daß Ihr nach Poitiers geht, Herr Pelisson, so werde ich Euch höchst wahrscheinlich bald wieder sehen. Wir wollen Euch Alle aus dem Wald hinaus begleiten und dann sollt Ihr eine hinlängliche Eskorte haben, um die Fortsetzung Eurer Reise zu sichern.

Pelisson dankte ihm wiederholt. Die Koffer und Felleisen und was vom Inhalt derselben die Räuber zurückgelassen hatten, wurde zusammengerafft, der Wagen wieder beladen und seine früheren Insaßen wieder säuberlich hineingesetzt. Pelisson und der Abbé, nachdem sie sich vergewißert, daß die dem kostbaren Packet in dem Schaaffellsack vom Feuer zugefügten Beschädigungen sich nicht weiter als auf die äußere Hülle erstreckten, gaben das Zeichen, daß sie bereit seyen; und in langsamer Prozession bewegten sich der Wagen, seine Insaßen und ihre Eskorte von Reitern auf dem Wege heraus, worauf der Graf und der Chevalier sich von den Uebrigen verabschiedeten, um nach dem Schloß Morseiul zurückzukehren; und so endigten die Abenteuer dieser Nacht.

Fünftes Kapitel.

Die Reise und einige Reiseereignisse.

Wir wollen alle die Bemerkungen und Glossen übergehen, welche gemacht wurden von den bei der Scene, die unser voriges Kapitel schilderte, betheiligten Parteien, und nehmen unsre Geschichte wieder auf mit Uebergehung nur Eines Tages.

Welch ein Glück wäre es für uns oft im Leben, wenn wir so einen einzelnen Tag auslöschen könnten! wenn wir aus unserm Daseyn, wie aus unsrer Geschichte tilgen könnten vier und zwanzig Stunden, ihre nicht mehr zu widerrufenden Handlungen, ihre auf den Geist immerfort nachwirkenden Gedanken, ihre, den ganzen Verlauf des spätern Daseyns bestimmenden Ereignisse? Welch ein Glück wäre es, wenn wir sie aus dem Daseyn ausstreichen könnten, und oft, zu oft, welch ein Glück, wenn wir sie nur vertilgen könnten aus dem Gedächtniß — dem Gedächtniß, dem Schatzmeister unsrer Freuden und Leiden — dem Gedächtniß, dessen wichtige Pflicht von dem glänzenden Dienst der Hoffnung sich in dem betrübten Umstand unterscheidet, daß es nur mit Wirklichkeiten zu schaffen hat!

Für den Grafen von Morseiul jedoch und seinen Freund, den Chevalier d'Evran, war dieser Tag verstrichen ohne irgend einen Vorfall, welcher Reue oder Leid zurückgelassen hätte. Der Graf hatte seinem Freund erläutert, daß er für durchaus nothwendig erachte,

sogleich nach Poitiers zu gehen; der Chevalier hatte sehr gern eingewilligt, ihn zu begleiten und geäußert, er wolle den guten alten Herzog überrumpeln; sie hatten sich dann an Allem erfreut, was Morseiul Angenehmes und Schönes darbot; sie waren hingewandert an dem krystallnen Fluß, sie waren durch die schönen Scenen der Umgegend geritten, sie hatten den Eber in des Grafen grünen Wäldern gejagt, sie hatten seine edlen Weine mit Maß gekostet, so wie auch die reichen Früchte eines sonnigen Landes, und so war dieser Tag ohne eine Wolke dahingegangen.

Obgleich der König von Frankreich zu jener Zeit die Gewohnheit, die er in den leichten und rüstigen Tagen der frühesten Mannheit gehabt, aufgegeben hatte, und nicht mehr alle seine Reisen zu Pferde machte, so ward doch die Sitte von einem großen Theil seines Adels und seiner Offiziere beibehalten, und es war sehr gewöhnlich, auf einer Reise Post zu reiten, das heißt, das nächste beste Pferd zu besteigen, das Einem der Postmeister geben mochte, und so bis zur nächsten Station zu reiten, begleitet von einem Postillion, der, auf einem andern Pferd, das Gepäck mitführte. Der Graf von Morseiul jedoch wählte diesen Reiseplan nicht, da er nicht Lust hatte, in der Stadt Poitiers, welche damals, mit Ausnahme von Paris, für die glänzendste Stadt Frankreichs galt, im Aufzug eines Couriers zu erscheinen. Da er aber auch kein Freund von Wagen war und eine Menge feuriger Pferde in seinem Stall hatte, welche nur nach Uebung

ihrer Kraft verlangten, schickte er selbst in eine entfernte Herberge auf dem Weg unterlegte Pferde, und ritt an dem Morgen, von welchem wir sprachen, begleitet von seinem Freund und einem großen Gefolge von Dienern ruhig seines Wegs mit dem Vorsatz, an diesem Tag eine Strecke von etwa fünf und dreißig Meilen zurückzulegen.

„Es ist Politik von mir, d'Evran," sagte er, mit dem Chevalier sich unterhaltend, „es ist Politik von mir, Euch so bald von Morseiul weg zu führen, da Ihr mir versprochen habt, mir einen ganzen Monat zu widmen, und ich fürchten muß, Ihr möchtet Eures Aufenthalts überdrüßig werden und seinen ganzen kleinen Schatz von Unterhaltung und Zerstreuung zu rasch erschöpfen. Uebersättigung ist ein großes Uebel, und gewiß gehört es zu der untergeordneteren Lebenspolitik, sich davor zu hüten."

„Seyd unbesorgt deßhalb, daß ich Morseiul so bald satt werden sollte," versetzte der Chevalier; „aber ich kann mit Eurer Ansicht von der Sattheit nicht ganz übereinstimmen. Ich habe oft allerlei Zweifel gehabt, ob sie wirklich ein Uebel ist oder nicht."

„Ich habe darüber keine Zweifel," entgegnete der Graf; „mir erscheint sie als das größte der intellektuellen Uebel; sie scheint mir für den Geist Das zu seyn, was die Verzweiflung für das Herz ist, und gewiß ist sie für den Geist eines jungen Mannes dasselbe, was vorzeitige Altersschwäche für den Körper ist. Guter Gott, Louis, wie könnt Ihr nur darüber

einen Zweifel hegen? Der Gedanke, Einen Sinn, Ein feineres Anschauungs- und Aufnehmungs-Vermögen zu verlieren, ist gewiß traurig genug, aber zehnfach gräßlich muß der Gedanke seyn, sie alle miteinander zu verlieren; oder, was auf dasselbe hinauskommt, den Genuß zu verlieren, den sie uns gewähren?"

„Nein, Albert," sagte der Chevalier, der gern mit seinem Witz und Geist, als mit einer glänzenden Waffe spielte, ohne daran zu denken, wie gefährlich ein solches Spiel werden konnte, und wenig Vergnügen dabei empfand, die enthusiastische Lebhaftigkeit seines Freundes, selbst gegen sich selbst, herauszufordern, „nein, Albert, was ich behaupte, ist, daß Sattheit die wahre Weisheit ist; daß sie eine vollkommene, gründliche Kenntniß aller Genüsse und Freuden ist, und eine richtige Würdigung ihrer Leerheit."

„Halt! halt!" rief der Graf, „das ist etwas ganz Verschiedenes; für meinen Geist ist Sattheit die Erschöpfung unsrer Genußfähigkeiten, nicht die Entdeckung des Mangels eines Vermögens, Genuß und Freude zu gewähren, an andern Dingen. Wenn Einer den Geruchssinn verliert, so wird das der Rose ihren süßen Duft nicht rauben. Wenn ein Tyrann mir die Zunge ausschneidet — der köstliche Wohlgeschmack des Pfirsichs wird bleiben, obgleich ich ihn nicht koste; wenn er mein Auge blendet, wird doch das Antlitz der Natur blühen und schön seyn nach wie vor. Nein, nein, Sattheit ist der Verlust unsrer Genußempfänglichkeit durch Uebermaß des Genießens, und nicht eine richtige

Schätzung dessen, was andre Dinge an Genüssen zu gewähren vermögen.

„Aber Ihr werdet zugeben," sagte der Chevalier, „daß eine innige und ins Einzelne gehende Bekanntschaft mit irgend einer Quelle des Genusses die natürliche Wirkung und Folge hat, die Annehmlichkeit und Freude, die wir zuerst daraus schöpfen, zu vermindern. Ihr werdet nicht läugnen, daß Moralisten und Philosophen, von Salomo bis auf unsre Tage herab, ganz Recht gehabt, wenn sie auf die Eitelkeit aller Dinge hinwiesen. Vanitas vanitatum, mein lieber Graf, das ist der Stempel, den jeder große, von der Welt zu irgend einer Zeit hervorgebrachte Geist, den Gegenständen der menschlichen Freuden und Genüsse aufgeprägt hat. Dies ist der Gipfel, der Schluß gewesen, bei welchem menschliche Weisheit endlich ankam; und gewiß je früher im Leben wir bei diesem Ziel ankommen, um so besser."

„Verhüte der Himmel," rief der Graf aus, „verhüte der Himmel, sowohl daß dem wirklich so sey, als auch, daß dies Eure wirkliche und reiflich erwogene Meinung seyn sollte. Ihr sagt, eine ins Einzelne gehende Bekanntschaft mit den Quellen der Genüsse vermindre die Annehmlichkeit, welche man dabei hat. Ohne Zweifel geht immer bei einer solchen ins Einzelne gehenden Bekanntschaft Etwas verloren, aber nur in Folge des Verlustes einer eigenthümlichen ganz besondern Art von Lust und Genuß, welche jeden andern Genuß, der zum erstenmal gekostet wird, begleitet,

und nie darüber hinaus geht. Ich meine die Neuheit — den Duft auf der reifen Pflaume, welcher sie eben so schön macht für das Auge, als erfrischend für den Geschmack — man wische den Duft weg, so ist die Pflaume nicht mehr so schön, aber ihr Geschmack darum nicht minder erfrischend. Abgesehen von der Verminderung, welche die Folge des Verlusts der Neuheit ist, läugne ich Euern Satz."

Der Chevalier lachte über die Lebhaftigkeit seines Freundes.

„Gewiß werdet Ihr doch nicht läugnen wollen, Morseinl," sagte er, „daß kein Genuß, keine Freude wirklich befriedigend für das menschliche Herz ist; und demzufolge) daß, je genauer wir damit bekannt werden, desto klarer wir die Leerheit derselben erkennen."

„Hättet Ihr gleich Anfangs gesagt," antwortete der Graf, „daß unsre Bekanntschaft mit Genüssen und Freuden ihre Unzulänglichkeit zeigt, so hätte ich die Wahrheit Eurer Behauptung zugegeben; aber die Entdeckung der Unzulänglichkeit Einer Art von Genüssen scheint mir nur ein Schritt zum Genuß von Freuden höherer Art."

„Aber wir können alle erschöpfen," sagte der Chevalier, „und dann — was kommt Anderes als Sattheit?"

„Nein!" antwortete der Graf; „nicht Sattheit, sondern ein Sehnen und Hoffen auf noch höhere Freuden; das letzte, das größte, das edelste Streben nach Lust, das die Welt kennt; das Streben, das uns durch

die Thore des Grabes zu jenen Wohnungen führt, wo die Unvollkommenheiten der Freuden ein Ende haben, wo die Saaten des Zerfalls und Todes nicht aufschießen mit den Blumen die wir pflanzen, wo die Frucht ohne die Hülse ist, und die Musik ohne Dissonanzen. Das bleibt uns noch, wenn alle andre Freuden des Lebens erschöpft oder durchgekostet, oder weggeworfen, oder zerstört sind. Glaubt es mir, Louis, daß selbst die Einsicht von der Unzulänglichkeit der irdischen Freuden, die wir gewinnen, uns größere Kraft gibt zum Vorwärtsschreiten auf der Leiter der Freuden; und daß, wenn wir uns von dem Bild, das uns gegeben ist von dem irdischen Paradies, eine Lehre abnehmen wollen, wir eine große Moral finden in dem Baum des ewigen Lebens, der gepflanzt ist neben dem Baum der Erkenntniß."

„Aber doch, mein lieber Graf," versetzte der Chevalier, „scheint Ihr Euch meinem Satz zu nähern, während Ihr doch seine Gültigkeit bestreitet. Wenn dies das Ergebniß der Sattheit ist, wie Ihr sagt, daß es sey, nämlich daß wir zum Streben nach höhern Freuden geführt werden, bis diese unsre Strebungen auf eine andre Welt hinweisen, so ist es gewiß das Beste, sobald als möglich bei diesem Ziel anzukommen."

„Nein," antwortete der Graf; „fürs Erste habe ich nicht gesagt, daß dies das Ergebniß der Sattheit sey; ich habe gesagt, es sey das Ergebniß davon, daß man durch Erfahrung die Unzulänglichkeit aller irdischen Freuden, einem hohen und unsterblichen Geist

und einem wohlorganisirten Gemüth vollkommne Befriedigung zu gewähren, erkenne. Die Sattheit betrachte ich als das gerade Gegentheil von diesem; ich glaube, daß sie die Herabwürdigung unsrer Genußfähigkeit ist, entweder in Folge von übermäßiger Befriedigung oder von schlechter Leitung. Derjenige, der eine Lebensart führt, welche ihn wahrscheinlich ans Ziel der Sattheit bringt, steigt abwärts statt aufwärts, er geht immer niederern statt höhern Genüssen entgegen, und erschöpft seine Vermögen und Anlagen, nicht aber die Segnungen Gottes. Der entgegengesetzte Weg führt zu entgegengesetzten Resultaten; wir wissen und erfahren, daß alle Creaturen Gottes uns Freuden gewähren können, obwohl wir zugleich wissen und erfahren, daß keine von diesen Freuden auf Erden uns völlige und endliche Befriedigung gewähren kann. Unsre Genußfähigkeit wird durch vernünftigen Genuß nicht abgestumpft, sondern geschärft; wir fliehen die Sattheit, statt uns ihr zu nähern; und selbst indem wir nach höhern Dingen trachten lernen, verlieren wir nicht das Mindeste von dem Vermögen, den leisen Vorschmack zu kosten, welchen der Himmel uns hienieden gewährt, außer durch die naturgemäße Abnahme unsrer Organe für Lust und Freude."

„Salomo, Salomo, Salomo!" sagte sein Begleiter, „Salomo war offenbar ein Misanthrop entweder von Natur oder durch Sattheit. Er hatte Alles unter der Sonne gesehen, und er sprach aus, daß Alles eitel sey — ja nichtiger als Eitelkeit selbst."

„Und er hatte Recht," antwortete der Graf; „alle Dinge sind nichtiger als die Eitelkeit selbst, wenn man die Dinge dieser Welt mit denen der Ewigkeit vergleicht. Aber Ihr wißt," fuhr er mit einem leichten Lächeln fort, „daß wir Hugenotten, wie Ihr uns nennt, keine Autorität anerkennen gegen die klaren Beweise und Einsichten der Vernunft, und keinen Menschen für vollkommen gelten lassen, außer Einem. Wenn Ihr mir sagen wolltet, es sey recht gewesen, einen Freund auf einen gefährlichen Posten zu stellen, wo er gewiß getödtet werden mußte, in der Absicht, seine Wittwe zu heirathen, so würde ich nicht um ein Jota mehr glauben, daß es recht gehandelt war, weil David es gethan hat; und selbst wenn Ihr mir bewieset, daß nicht, wie ich glaube, durch alle Schriften Salomo's eine fortlaufende Vergleichung der irdischen und himmlischen Dinge sich hindurchziehe, so würde ich doch dabei bleiben, daß Ihr Unrecht habt, indem die Sattheit, die er fühlte, eine gerechte Strafe war für die Ausschweifungen, die er beging, und für die Thorheiten, denen er sich überließ, und keineswegs ein Zeugniß seiner Weisheit, so wenig als jene Thorheiten und Ausschweifungen selbst. Lang ehe wir die mannigfachen Freuden erschöpft haben durch mäßigen und tugendhaften Genuß, die uns der Himmel hienieden vergönnt, lang ehe wir auch nur durch Erfahrung die Unzulänglichkeit der Hälfte dessen erkannt haben, was wir genießen können, ist die Spanne des menschlichen Lebens abgelaufen; und an den Pforten des Todes

mag der Mensch sich selbst glücklich preisen, wenn er, während er gelernt hat, nach dem vollkommnern Genuß der himmlischen Dinge zu verlangen, sich nicht unfähig gemacht hat zum irdischen Genuß, dadurch, daß er durch Uebermaß seine Vermögen zur Sattheit abstumpfte."

„Gut, gut," sagte der Chevalier, welcher sah, daß sein Freund ernsthaft sprach, „ich fürchte, ich muß den Salomo preisgeben, Albert. Wenn ich mich recht erinnere, so hatte der Mann einige hundert Weiber oder so; und da glaube ich wohl, daß er Grund hatte, hintennach auszurufen, es sey Alles eitel. Mich wundert, daß sie nicht alle auf einmal über ihn herfielen, und ihn unter Ferngläsern und Naschdosen erdrückten."

Der Graf sah, daß sein Freund die Sache in einen Spaß zog, und vermöge seiner langen Bekanntschaft mit ihm zweifelte er nicht, daß er vom Anfang bis zum Ende die ganze Erörterung nur Scherzes halber auf die Bahn gebracht hatte. Er war darüber nicht zornig oder verdrießlich; aber von lebhafter und ernster Gemüthsart, konnte er nicht spielen mit Gegenständen von Wichtigkeit und Bedeutung, wie ein unerfahrenes Kind, das Edelsteine hin und her wirft, und er blieb eine Zeit lang nachdenklich. Während der Chevalier fortwährend über tausend Dinge scherzte, manchmal einen Spaß an den andern anknüpfend in rascher und langer Aufeinanderfolge, manchmal ein paar Augenblicke schweigend, und dann seinen nächsten Gegenstand von irgend einem zufälligen Umstand auf ihrem

Ritt, oder von der Physiognomie der Landschaft herrührend, durch die sie kamen, nahm der Graf allmälig wieder das Gespräch auf, es auf gleichgültige Sachen lenkend. Da wir jedoch bei den hier mitgetheilten Auszügen aus ihrer Unterhaltung nur beabsichtigen, entweder den weitern Fortschritt ihrer Geschichte vorzubereiten, oder den eigenthümlichen Charakter eines Jeden anschaulich zu machen, wollen wir nicht länger verweilen bei ihren Gesprächen während ihres übrigen Rittes bis zu einem kleinen Dorf, etwa siebzehn Meilen von dem Schloß, wo sie einen Augenblick anhielten, ihre Pferde zu tränken. Der Graf blickte niederwärts und sah dem Trinken der Thiere zu; der Chevalier aber, der sich nach allen Dingen in dem Ort umsah, rief plötzlich aus:

„Wahrhaftig, es kann nicht zwei so häßliche Köpfe in Frankreich geben! Der Abbé Pelisson, so wahr ich lebe! Ei, mein Herr Pelisson," rief er, weiter reitend, bis er sich gerade unter dem Fenster befand, aus welchem der Kopf des Abbé sich hervorstreckte, „wie seyd Ihr denn hier auf dem Wege stecken geblieben?"

„Ach, mein guter Herr," antwortete der Abbé, „der Schrecken von vorgestern hatte einen solchen Eindruck auf meinen armen Begleiter St. Helie gemacht, daß er ganz außer Stand war, die Reise fortzusetzen. Diesen Nachmittag ist er nun besser, und wir werden nun in einer Stunde aufbrechen, nachdem er etwas genommen, sich zu erfrischen und zu stärken.

„Ihr werdet uns in unserm nächsten Quartier einholen," sagte der Chevalier.

„O nein, wir werden Euch weit vorkommen," versetzte der Abbé, „wir haben noch fünf Stunden Tag, und da wir mit Post reisen, können wir darauf rechnen, in der Stunde fünf bis sechs Meilen zurückzulegen."

Der Graf seinerseits sagte nichts dazu, sondern nickte nur mit dem Kopf gegen Pelisson; und als die kurze Unterredung des Chevaliers zu Ende war, ritten sie weiter. Das Dorf, worin sie ihr Nachtquartier zu nehmen beschlossen hatten, war eine große, zerstreute, offne Reihe von Häusern, welche zu beiden Seiten der breiten Straße sich gebildet hatte, einfach darum, weil es zufällig eine bequeme Entfernung von vielen andern Orten war. Die Gebäude standen einzeln, waren durch große Gärten oder Höfe von einander getrennt, und die Herberge selbst war in der That das einzige ansehnliche Haus in dem Ort, da sie in frühern Tagen ein alter, aus Backsteinen erbauter Landsitz gewesen war. Die Mauern zur Vertheidigung gegen Angriffe standen noch um den Hof herum, die Fenster rasselten und klirrten vom Wind und vor Alter, die Zimmer waren geräumig und hoch und vielleicht ein wenig trübselig, und die Küche, welche den Eingang bildete, so schwarz als nur der Rauch von vielen Generationen sie machen konnte.

Das ganze Haus war zum Empfang des Grafen von Morseiul in Bereitschaft gesetzt, da seine Ankunft

von den mit den Pferden vorausgeschickten Dienern vorher war angekündigt worden; wenn Enten und Hühner in den verschiednen Ländern die Geschichte ihrer Gattung schrieben — dieser Morgen wäre ein denkwürdiger gewesen wegen des Gemetzels, welches unter ihnen Statt fand, und nur etwa vergleichbar mit dem der Bartholomäusnacht. Aber die Kochkunst war in Frankreich damals schon, wie jetzt, groß, und die Köchin, wohl wissend, daß sie eine schwierige Aufgabe zu lösen hatte, bot ihren höchsten Scharfsinn und alle Geschicklichkeit auf, um zähes Geflügel zart, und schmackloses Fleisch schmackhaft zu machen für den ausgezeichneten Gast, der in diesen Mauern speisen und schlafen sollte. Obgleich die Vorbereitungen schon zu einer frühen Stunde angefangen hatten, waren sie doch, als die Gesellschaft ankam, noch keineswegs zu Ende; und während Jerome Riquet in die Küche stürzte, und der Köchin tausend Geheimnisse aus den umfassenden Vorräthen seines Geistes mittheilte, schauten der Graf und sein Freund zum Fenster eines hohen, weiten, viereckigten Zimmers hinaus über die weite Landschaft, welche in weichen Wellenlinien unter ihren Augen lag, und die Straße, auf der sie selbst so eben gekommen war, schien gleichsam über alle die kleinen Hügel wegzuspringen, denen sie auf ihrem Wege begegnete.

Der Tag war von Anfang an ausgezeichnet schön gewesen, aber gegen drei Uhr waren Wolken heraufgezogen, die jedoch den Himmel nicht unter einer Schichte von düsterem Grau verschleierten, sondern leicht über

der blauen Wölbung hinschwebten, wie die augenblicklichen Sorgen der Kindheit, und vorübergingen, nachdem sie einige wenige große Tropfen fallen gelassen, welche die fröhliche Sonne im Augenblick darauf wieder trocknete. Während aber der Graf und sein Freund zum Fenster hinaus sahen, zog eine schwerere Regenwolke über der Gegend herauf, der Himmel wurde ganz überzogen, ein grauer Nebel, durch den man jedoch einen gelben Schimmer sah, welcher verkündete, daß die Sommernacht nicht mehr ferne sey, rückte über Wald und Feld, Hügel und Thal hervor, und losbrechend mit all der ungestümen aber kurz dauernden Wuth eines zornigen Knaben, goß die Wolke ihren schweren Inhalt auf die Erde aus. Während sie noch im ärgsten Ungestüm tobte, sah man den unzierlichen Wagen Pelisson's und seiner Genossen langsam daherrollen, dem Dorfe zu, Kutscher und Lakai den durchnäßten Kopf gegen den Sturm niederhaltend und den unbeschützten Hals so gut wie möglich verwahrend. Alle Fenster des Fuhrwerks waren geschlossen, um wo möglich den Regen und Sturm abzuhalten; aber so wie in jenen Tagen die Wagen gebaut waren, war in ihnen wenig Schutz gegen den Hauch oder die Tropfen des Himmels zu finden, und als das rumpelnde Fuhrwerk sich dem Dorf näherte, sah man plötzlich auf der am besten geschützten Seite Pelisson den Kopf herausstrecken und dem Kutscher etwas zurufen, der Lust zu haben schien, alle Signale und Worte nicht zu verstehen. Nachdem er seine Worte dreimal wiederholt hatte,

zog der Abbé den Kopf wieder zurück, und der Wagen fuhr in das Dorf.

„Ich wette hundert Louisd'or," sagte der Chevalier, „wir bekommen heute Nacht die Herrn Pelisson und St. Helie zu Gesellschaftern. Ich bitte dich, Albert, sag' Ihnen, sie können nicht hier logiren, wenn es auch nur ist, um ihre jammervollen Gesichter bei dieser Ankündigung zu sehen? Schau, schau, da kommt das Fuhrwerk, wie die Arche Noah's, durch einen glücklichen Zufall auf dem Gebirg Ararat entdeckt, und auf die Räder des aus dem rothen Meer gefischten Wagens des Pharao gesetzt. Wo mögen sie nur diese vorsündfluthliche Fuhre aufgetrieben haben? Schau, die Arche hält an? Jetzt öffne das Fenster, Noah. Die Thüre kommt heraus!" und wie er so sprach, bekam er Stoff zu noch größrer Lustigkeit, denn die erste Person die ausstieg, war der fette Priester mit dem schwarzen Gesicht in seinem schmierigen Leibrock. „Der Rabe! der Rabe!" schrie der Chevalier laut lachend; „was für ein Thier jetzt, Graf? Was für ein Thier jetzt?"

„Still, still, Louis," sagte sein Freund in leiserem Tone; „sie können Euch hören, und es müßte Einem leid thun, sie zu kränken."

„Wahr, o höchst weiser Albert," antwortete der Chevalier, „und Ihr sollt sehen, wie so höflich ich seyn kann. Ich will sogar den Raben bei der Kralle nehmen — wenn Ihr mir nur Zeit gebt, ein Waschbecken und Krug im nächsten Zimmer zu bestellen, um nachher

die nothwendige Abwaschung zu machen. Ah, mein Herr Pelisson, entzückt, Euch zu sehen!" fuhr er fort, als der Abbé ins Zimmer trat; „Herr von St. Helie, das ist in der That ganz herrlich; Herr von Beaumanoir, erlaubt mir, Eure Hand zu fassen," setzte er hinzu, auf den fetten Priester zutretend.

„Ihr nehmt mich für einen Andern als ich bin," sagte der Priester, sich ein wenig zurückziehend, sich halb seitwärts wendend und durch die Zähne sprechend, wie ein Bär mit einem Maulkorb. „Ich bin der Pfarrer von Guadrieul."

„Wahr, wahr, ich vergaß," fuhr der Chevalier in demselben kecken Ton fort. „Entzückt, Euch zu sehen, mein Herr Pfarrer von Guadrieul! Wie sehr müssen wir diesen Regenguß loben und lieben, daß er uns das Glück Eurer Gesellschaft verschafft."

„Ich habe gewiß nicht Ursache ihn zu loben," sagte der Priester, „denn aller Regen ist durch das halbzerbrochne Fenster hereingedrungen, ist mir über den Hals geströmt und hat mir meine Soutane durchnäßt."

Der Chevalier hätte vielleicht noch eine Stunde fortgemacht, aber der Graf kam dem armen Priester zu Hülfe. Er kündigte Pelisson und seinen Begleitern an, das Haus und Alles, was darin war, sey von ihm voraus in Anspruch genommen, aber er drang so herzlich in sie, als seine Gäste zu bleiben, daß St. Helie — obgleich er kein Freund von den Hugenotten, noch weniger von feuchtem Wetter, desto mehr aber ein

Freund schmackhafter Küche war — gern einwilligte, durch die von der Küche aus sich verbreitenden Gerüche gemahnt, daß er, wenn er noch weiter reise, weit schlechter fahren dürfte. Man fand Zimmer für die neuen Gäste, und eh' eine Stunde verflossen war, saß die ganze Gesellschaft an einem ächzenden Tische, dessen reichliche Besetzung den Herrn von St. Helie die Augen mit vergnügtem Erstaunen aufreißen machte. Wir wissen in Wahrheit nicht gewiß, ob er nicht in diesem Augenblick größere Achtung vor dem Protestantismus empfand, als je zuvor, und so versöhnlich und mild war er offenbar geworden, daß der Chevalier, anscheinend von etwas ganz Anderem redend, seinem Freund ins Ohr flüsterte: „Ums Himmels willen, Morseiul, laßt doch Eure Leute diesem Mann nie mehr ein solches Mahl geben! Drei solche Mahlzeiten würden bewirken, daß er seine Seele der Verdammung preis gäbe und ein Ketzer würde!“

Pelisson war heiter wie gewöhnlich, mild und sanft, ein wenig gefallsüchtig vielleicht und etwas zu sehr hofmännisch, wobei er sich jedoch höchst angenehm zu machen wußte, sowohl durch sein Benehm:n, als durch eine nicht näher zu bezeichnende Leichtigkeit und Anmuth in seinen Gesprächen und Reden. Hinter dem Stuhl des Grafen hatte sich, als eine Art von Nomenclatur für die verschiednen Gerichte, der würdige Meister Jerome Riquet aufgepflanzt. Nun weiß der Himmel, daß kein Mensch einen von Natur einfachern Geschmack hatte, als Albert von Morseiul; aber er

hatte, wie gewöhnlich, all die kleinen Anordnungen für seine Behaglichkeit Andern überlassen, und sicherlich hatte Jerome Riquet, sobald er hörte, daß zwei katholische Abbé's und ein Priester an der Tafel seines Herrn speisen sollten, nicht nachgelassen in seinen Anstrengungen, alle Trefflichkeiten zu übertreffen, entschlossen, die Geistlichen recht in Erstaunen zu setzen durch die Ueppigkeit und den Glanz einer ländlichen Herberge. Hätte diese auch nichts zu bieten gehabt als Pergament nud Reiterstiefeln, Jerome Riquet würde doch Mittel gefunden haben, Gericht um Gericht in verschiednen Formen und unter einer Menge von Namen auf den Tisch zu senden. So aber, da schon am Tag zuvor die Ankunft des Grafen war angekündigt, und große Vorbereitungen von dem würdigen Herberginhaber waren getroffen worden, übertrafen kaum die Soupers von Versailles an Feinheit dasjenige, zu welchem jetzt Pelisson und seine Begleiter sich hinsetzten, während, nach Jerome's Anweisung, zwei Diener-hinter jedem Stuhl standen, und der Graf überdies noch durch die Anwesenheit des Kammerdieners, zu seinem rechten Ellbogen, beglückt war.

Riquet selbst hatte diese Stellung eingenommen nicht blos als die Pièce de résistance, sondern auch als Pièce de parade, und, wie damals nicht ungewöhnlich war, mischte er sich in das, was bei Tisch vorging, so oft es ihm beliebte. Oft wußte er durch eine glückliche Ermunterung zu irgend einer Schüssel, oder durch eine Bemerkung über einen Wein dem

Gespräch eine andre Richtung zu geben, wenn es eine ihm nicht zusagende Wendung nahm. Während der halben Mahlzeit jedoch schien seine Aufmerksamkeit in Anspruch genommen durch etwas Unbehagliches in der Position des Pfarrers von Guadricul, und von Zeit zu Zeit richtete er einen halb forschenden, halb ängstlichen Blick auf ihn, verwundernd und neugierig, ob er so hoch auf seinem Stuhl dasaß, in Folge seines natürlichen Körperbau's, mit kurzen Beinen und langem Oberleib, oder vermöge einer zufälligen, eingeschobnen Unterlage.

Er machte verschiedne Bewegungen, um dies zu entdecken; inzwischen aber ging das Gespräch seinen Gang fort, und als der Graf auf ungesuchte Weise durch die Bemerkung eines andern Anwesenden veranlaßt worden war, Pelisson ein Compliment wegen seiner anmuthigen Ausdrucksweise zu machen, versetzte der Abbé:

„Oh! mein Styl ist nichts, Herr Graf, obgleich Ihr die Güte habt, ihn zu rühmen; und überdies ist es am Ende eben nur Styl. Ich hatte einen Bruder, armer Junge!" fuhr er fort, „der allenfalls Euer Lob verdient haben möchte; denn neben einem guten Styl, den er in unendlich höherem Grade besaß als ich, hatte er eine eigenthümliche Art, kurz zu sprechen, die ich, weiß der Himmel, nicht habe, und nichts ungesagt zu lassen, was von dem eben besprochnen Gegenstand zu sagen war. Erst neunzehn Jahre alt ward er in die Akademie von Castres aufgenommen; aber bei

seiner Aufnahme machte man ihm die eigenthümliche und schmeichelhafte Bedingung, daß er nie über einen Gegenstand sprechen dürfe, als bis alle Andern gesprochen hätten, „denn," sagten die Akademiker, „wenn er zuerst spricht, so läßt er Niemanden mehr etwas über den Gegenstand zu sagen übrig, und wenn er zuletzt spricht, findet er immer noch tausend Sachen zu sagen, die kein Andrer gesagt hat. Außer all diesem," fuhr er fort, „hatte mein Bruder noch einen großen und unschätzbaren Vortheil vor mir voraus."

„Ei, und welcher war das?" fragte der Graf.

„Er war nicht häßlich," antwortete Pelisson.

„Oh! das halte ich für keinen so großen Vortheil," sagte der Chevalier. „Die Pflicht eines Weibes ist es, schön zu seyn, aber Männer, glaube ich, haben das Recht, so häßlich zu seyn als sie mögen."

„Das sage ich auch," versetzte Pelisson, „aber Fräulein von Scudery sagt, ich mißbrauche dies Vorrecht, und auf mein Wort, ich glaube es selbst, denn gerade eh' ich von Paris abreiste, begegnete mir etwas, das des Erzählens wohl werth ist. Ich schritt ganz nüchtern und nachdenklich die Straße Beauvoisis herab — Ihr kennt diese kleine Straße, welche an dem Kloster von St. Marie vorbeiführt, als mir, wie ich einem großen Haus, nah' an der Ecke, gegenüber stand, ein so schönes Wesen begegnete, als ich nur je sah, ihre Zofe an ihrer Seite, und ihren Luchspelz in der Hand, so daß ich ihr Gesicht vollkommen sehen konnte. Sie war ausnehmend gut gekleidet, und in der That ganz

gemacht, die Göttin einer Idylle zu seyn. Da ich sie jedoch nicht kannte, ging ich ruhig an ihr vorüber, als sie plötzlich stehen blieb, mich bei der Hand faßte, und in ernstem Ton sagte: „Macht mir das Vergnügen, Herr, mich einen Augenblick zu begleiten.“ Auf mein Wort, meine Herren, ich wußte nicht, was aus der Sache werden wollte, aber ich war natürlich viel zu galant, es ihr abzuschlagen, und ohne ein weiteres Wort führte sie mich an die Thüre des Hauses, die Treppen hinauf, zog die Klingel auf dem ersten Boden und führte mich in ein Vorzimmer. Ein Diener machte ihr wieder eine Thüre auf; sie führte mich in ein zweites Zimmer, wo ich einen Herrn mit einem guten Gesicht und zwei Stöcken in der Hand fand, stellte mich ihm mit den seltsamen Worten vor: „Zug für Zug, Herr, wie dieser! Vergeßt es nicht, Zug für Zug wie dieser’“ Dann drehte sie sich um, ging weg, und ließ mich von Erstaunen wie versteinert zurück. Der Herr, dem ich gegenüber stand, schien einen Augenblick nicht weniger überrascht als ich; aber im nächsten Augenblick brach er in ein schallendes Gelächter aus, das mich ein wenig zornig machte.“

„Bitte, Herr, was soll denn dies Alles bedeuten?“ fragte ich. „Kennt Ihr diese Dame nicht?“ erwiederte er. „Nein, Herr,“ antwortete ich, „sie so wenig als Euch.“ „Oh, was mich betrifft, mein Herr Pelisson, mich habt Ihr mehr als einmal gesehen, obgleich Ihr mich nicht kennt. Ich bin der Maler Mignard; was aber die Dame betrifft, so muß ich Euch

entweder den Schlüssel ihres Benehmens, daß sie Euch hieherführte, oder muß ich Euch ihren Namen verschweigen, was Ihr nun wollt."

„Gebt mir den Schlüssel, gebt mir den Schlüssel," versetzte ich, „den Namen der Dame will ich dann später schon finden."

„Nun, so nehmt es denn nicht als eine Beleidigung auf," sagte er, „aber die Wahrheit ist, ich male für diese Dame ein Bild, die Versuchung in der Wüste. Sie kam diesen Morgen, es zu sehen, und ein heftiger Streit erhob sich zwischen uns darüber, wie der Teufel darzustellen sey; sie behauptete, er müsse über die Maßen häßlich seyn, und ich, er müsse, obgleich entstellt durch schlimme Leidenschaften, die Schönheit eines gefallnen Engels haben. Sie verließ mich vor einer Minute in einer Aufwallung scherzhaften Verdrusses — plötzlich aber kehrt sie, beinahe im selben Augenblick, wieder zurück, führt Euch bei der Hand herein und sagt: Zug für Zug wie dieser. Den Schluß überlasse ich Euch selbst zu ziehen."

„Ich zog mir meinen Schluß," fuhr Pelisson fort, „und ging dem Pinsel des Herrn Mignards so schnell als möglich aus dem Wege, indem ich nur bemerkte, daß nach meinem Dafürhalten die Dame sehr Unrecht habe, da bei einem solchen Aeußern wie das meinige, die Versuchung nicht groß seyn könne."

Die Zuhörer lachten sowohl über die Geschichte, als über die Offenherzigkeit, womit sie vorgetragen wurde, und Niemand lachte herzlicher als der Priester

mit dem schwarzen Gesicht. Aber wie er auf seinem Sitz sich vor Lachen schüttelte, ergriff Meister Jerome, der um ihn herumgeschlichen war, plötzlich zwei lederne Riemen, welche über den Stuhl herunter hingen, und zog mit dem Ausruf: „Das muß für Euer Hochwürden sehr unbequem seyn!“ unter ihm hervor mit einem plötzlichen Ruck, der ihn beinahe der Länge nach auf den Boden gestreckt hätte — eben jenen Sack von Schaafleder, der beinahe im Wald zu Pulver verbrannt worden wäre.

Der Priester fuhr mit Schrecken und Verdruß auf, „Gebt ihn mir, gebt ihn mir wieder, Freund! Wie erkühnt Ihr Euch, ihn mir unter dem Leib wegzuziehen? Es ist des Königs Commission für die Herren Pelisson und St. Helie, der Ketzerei in Poitiers ein Ende zu machen!“

Plötzlicher Ernst und ein Todesschweigen folgte auf diese unerwartete Kunde; aber während der Priester das Packet dem Jerome Riquet wieder aus seinen profanen Händen riß, mit der Betheurung, er habe versprochen, sich auch nicht einen Augenblick davon zu trennen, ließ Pelisson seine Stimme vernehmen und sagte:

„Ihr seyd im Irrthum, mein guter Bruder; das ist nicht der Inhalt der Commission, wie der König sie mir erklärte. Im Gegentheil sagte Se. Majestät, wir würden bei der Eröffnung in Poitiers finden, daß ihr ganzer Zweck und Absehen darauf gerichtet sey,

die religiösen Differenzen der Provinz auf die möglichst milde und gelinde Weise zu heilen."

„Ich hoffe, es wird sich so finden, mein Herr Pelisson," versetzte der Graf ernsthaft, seinen Blick wegwendend von dem Abbé von St. Helie, der Nichts sagte. „Ich hoffe, es wird sich so finden," und obgleich unverkennbar seine gute Laune getrübt und gedämpft war, lenkte er doch höflich und gewandt das Gespräch auf andre Gegenstände; während Jerome Riquet, dessen Neugier in Betreff des Packets befriedigt war, dem Pfarrer von Guadrieul tausend Entschuldigungen machte, seinen Teller mit Leckerbissen belud, und dann wieder an die Seite seines Gebieters zurückkehrte.

Nach dem Abendessen, denn so nannte man damals diese Mahlzeit, trennte sich die Gesellschaft. Der Chevalier d'Evran schloß sich, aus besondern Beweggründen, für den Augenblick eng an den Abbé von St. Helie an und beredete ihn zu einer Partie Tricktrack; der junge Graf schlenderte in der Abendbeleuchtung mit Pelisson ins Freie hinaus, beide, in Folge der Zartheit ihrer beiderseitigen Stellung, sorgfältig alle religiösen Gegenstände vermeidend; der fette Priester ging mit Meister Jerome zu plaudern und in der Küche der Herberge eine Pfeife zu rauchen; und die Diener machten den Dorfmädchen den Hof, oder johlten im Hofraum.

So endete der erste Reisetag des Grafen von Morseiul auf dem Wege nach Poitiers. Am folgenden Morgen war er aufgebrochen, ehe die Geistlichen sich

erhoben hatten, mit Zurücklassung der Diener, welche die Pferde nachbringen sollten, um Jenen noch einmal zu erklären, daß sie während ihres Aufenthalts in der Herberge seine Gäste gewesen; und am dritten Tag, etwa um fünf Uhr Nachmittags, langte er unter den hohen Felsenhügeln an, welche den Eingang der alten Stadt, die das Ziel seiner Reise war, bewachen.

Sechstes Kapitel.

Die Dame und ihre Liebhaber.

Die Stadt Poitiers ist eine schöne alte Stadt, wenigstens ist es eine Stadt, welche viel Interessantes enthält; die Erinnerungen an viele ferne Perioden kreuzen und vermischen sich, wie die Bogen einer gothischen Kirche, gleichsam eine erhabene Arbeit über dem Haupte, von mannigfachen und feierlichen, obwohl dämmernden und trüben Gemahnungen bildend. Der Römer, der Gothe, der Franke, der Engländer — alle haben hier unzerstörbare Spuren ihrer Fußtapfen zurückgelassen, und jedes Plätzchen in den Straßen dieser Stadt und in dem benachbarten Lande ist beschattet oder erhellt von dem Andenken an große und außerordentliche Thaten in der Vergangenheit. Auch hat sie Etwas, das sie von allen andern Städten der Welt unterscheidet; die Zahl und der Umfang ihrer Gärten, die Entfernungen zwischen ihren Häusern,

würden sie mehr einem Obstbaumgut als einer Stadt ähnlich erscheinen lassen, erhöben sich nicht an vielen Orten auffallende Gebäude, schöne Kirchen, in den Fenstern bald den Leoparden, bald die Lilie zeigend; ein Stadthaus, eine gebrochne Citadelle, oder ein römisches Amphitheater in Trümmern; und Alles zwischen reichen grünen Gärten und Weinbergen und blühendem Gesträuche.

Der Graf von Morseiul und sein Gefolge ritten, nachdem sie die Stadtthore passirt, welche damals gebührend besetzt und bewacht waren, auf das Haus des Gouverneurs zu, welches auf dem großen Platze stand. Wahrscheinlich war es ein römisches Gebäude gewesen, von welchem ein Theil des Säuleneingangs noch erhalten war, und das Ende des einen Flügels bildete; denn drei oder vier Jahrhunderte lang hatte sich hier ein großes Portal, getragen von den drei Säulen, erhalten. Obgleich das Hauptthor in der Mitte des Hauses sich befand, pflegten doch die Leute aus der Stadt meist durch das Portal einzutreten, und es diente auch einzig zu diesem Behufe. Das ganze Aussehen der Stadt hat sich längst verwandelt; das Haus des Gouverneurs ist in eine Herberge verwandelt worden, worin ich mehr als einmal geschlafen habe; und von den drei Säulen ist nichts mehr geblieben als der Name, der sich auf den Gasthof vererbt hat. Zu jener Zeit aber war es ein großes Gebäude von Backsteinen, mit einem gewaltigen, gewölbten Thorweg in der Mitte, worunter selbst Goliath von

Gath zu Pferd mit einer Feder auf dem Kopf hätte passiren können. Dann kam man an den innern Hof, umgeben von den gewöhnlichen Baulichkeiten, aber in einem großen und prächtigen Styl, und links, unter dem Bogenweg, führte eine breite, steinerne Treppenflucht zu den obern Hauptgemächern hinauf.

In der ganzen Stadt und vornemlich in der Nähe vom Hause des Gouverneurs zeigte sich am Tage der Ankunft des Grafen ein lebhafteres, geräuschvolleres Treiben, als man in Poitiers gewöhnlich bemerkt; und als er sein Pferd unter den Bogengang lenkte, um die Treppen hinaufzusteigen, traten einige Bauernmädchen, nachdem sie die Reiter eine Weile betrachtet hatten, in die Höfe auf der andern Seite, Körbe voll Blumen, Früchten und grünen Zweigen tragend.

Der Graf von Morseiul wußte, da er den Tag zuvor durch einen Diener sein Kommen hatte ankündigen lassen, daß er erwartet wurde; und es ging aus dem plötzlichen Herbeieilen aller Diener, aus dem raschen und langen Anziehen der großen Glocke, welche auf den Treppen ertönte, und tausend ähnlichen Anzeichen klar hervor, daß Befehle gegeben waren, ihn mit ganz besondrer Auszeichnung zu behandeln. Während einige der Herren vom Stall seiner Reitknechte und Diener sich bemächtigten, um ihnen den ihnen bestimmten Platz zu zeigen, geleiteten zwei andre Diener, in Costümen, welche gewiß dem Geschmack des Herrn Marquis August von Hericourt alle Ehre machten, den Grafen und den Chevalier, gefolgt von ihren

beiderseitigen Kammerdienern und Pagen, ohne welche zu jener Zeit kein Mann von ihrem Rang und Vermögen reiste, in das Vorzimmer oben an der Treppe.

Einen Schritt vor der Thüre des Vorzimmers — und dies war auch ein Schritt über das Erforderniß der Etikette hinaus — wartete schon der Gouverneur der Provinz, um den Grafen von Morseiul zu empfangen. Es war ein offener, liebenswürdiger, gutherziger alter Edelmann; so groß, so schlank und so braun wie ein Cypressenbaum; und die Hand des Grafen fassend, hieß er ihn in Poitiers willkommen als einen alten Freund, als Sohn eines alten Freundes, und vielleicht dürfen wir hinzusetzen, nicht minder als einen Mann, dessen hohen Charakter und soldatischen Ruf er höchlich und aufrichtig bewunderte. Während der Gouverneur so lebhaft mit dem Grafen sprach, daß er sonst gar Nichts bemerkte, fühlte er, wie eine Hand ihn beim Arm faßte, und sich umwendend, erblickte er den Chevalier, den er ebenfalls mit Wärme und zugleich in einem Ton besondrer Vertraulichkeit bewillkommnete, wie er nicht mit dem Grafen von Morseiul gesprochen hatte.

„Ah! d'Evran," sagte er, „was führt Euch hieher, toller Junge? Ich verlangte Euch nicht zu sehen; aber ich kann Euch sagen, ich werde Euch in eine Dachkammer stecken, wie Ihr verdient, denn das Haus ist gefüllt bis an die Thüren. Dies ist unser erster großer Empfang, unser kleines, provinzliches appartement. Der ganze Adel der Umgegend strömt herein, und da

wir nicht alle logiren können, sind wir genöthigt, unsre Unterhaltungen und Festlichkeiten so früh wie möglich beginnen zu lassen, damit Einige von ihnen noch bei Zeiten nach Haus kommen. Das muß mir zur Entschuldigung dienen, mein lieber Graf, daß ich Euch keine geräumigere Zimmer anweise, und Euch nicht sogleich zur Herzogin führe, welche vor Begierde brennt, unsern Helden zu sehen. Einige Erfrischungen sollen Euch in Euer eignes Zimmer, in Euern kleinen Salon gebracht werden, wo Ihr vielleicht diesem wilden Chevalier auch ein Eckchen einräumt; denn die junge Puppe, der Hericourt, der erst in der letzten Nacht ankam, ist in dem Speisezimmer und steckt bis an den Hals in allen möglichen feinen und tollen Anordnungen und Geschäften.

„Aber wo ist die schöne Clemence?" fragte der Chevalier; „wo ist die Schönheit der Schönheiten? Wird sie mir nicht ein Viertelstündchen schenken in ihrem Boudoir, was meint Ihr, Herzog?"

„Packt Euch fort!" versetzte der Herzog, „Clemence begehrt Euch gar nicht zu sehen. Geht und erquickt Euch mit dem Grafen; inzwischen werden wir einen Ort finden, um Euch unterzubringen; und wenn Ihr Euern staubigen Habit abgeworfen, die Parfumeurs in Contribution gesetzt, Eure besten Spitzen hervorgesucht, und Euch so unerträglich stutzerhaft herausgeputzt habt, wie Ihr vor zwei Jahren in Versailles aufzutreten pflegtet, wird es Zeit seyn, Euch in

unserm Empfangszimmer vorzustellen, und da könnt Ihr Clemence'n sehen, die, glaub' ich, über Euch lachen wird, daß Ihr damit zufrieden seyn könnt.

„So sey es, so sey es!“ versetzte der Chevalier mit ganz zufriedner Miene. „Kommt, Graf, wir müssen dem Gouverneur gehorchen; seht nur, ob er sich nicht so de'potisch hier benimmt, wie Se. Majestät in Paris! Wohin geht unser Weg, Herr von Rouvré? und mit jenem Anschein von Gleichgültigkeit, der immerdar zum Wesen der Affektation bei den Männern von Welt gehörte, von den Zeiten des Horaz bis auf die unsrigen, folgte er den Dienern in das schöne, für den Grafen von Morseiul bereit gehaltne Gemach, welches freilich keiner Entschuldigung bedurfte.

Auf dem Tisch fand der Graf ein Packet Briefe, welche Herr von Rouvré ihm von Paris mitgebracht hatte. Sie enthielten nichts von großem Belang, und rührten meist von alten Kriegskameraden her; aber nachdem der Chevalier in seiner Gesellschaft einige Erfrischungen zu sich genommen und sich dann in die Zimmer zurückgezogen hatte, die man ihm in der Eile einrichtete, nahm der Graf die Briefe wieder vor sich und las, durch die Erinnerung an frühere Zeiten immer weiter gelockt, so eifrig darin, daß er ganz vergaß, daß er sich zu dem bevorstehenden Fest nothwendig ankleiden müsse. Er versprach sich auch wenig oder gar kein Vergnügen dabei, denn er erwartete wenige oder gar keine Bekannte zu finden; und sein Gemüth war zu tief beschäftigt mit wichtigen und schmerzlichen

Gegenständen, als daß er mit angenehmer Empfindung daran denken konnte, sich in heitere Kreise zu mischen.

Er dachte nicht daran, daß er sich nothwendig rüsten müsse, bis er nach Lichtern verlangen mußte, und das Rasseln der Wagenräder und das Stampfen von Pferden hörte. Jetzt eilte er, seine Saumseligkeit gut zu machen; aber Jerome war nicht so flink und eifrig wie gewöhnlich, oder er verwendete weit mehr Sorgfalt auf die äußere Erscheinung seines Gebieters. Wir wollen nicht bei all den kleinen Einzelnheiten seiner Toilette verweilen; aber gewiß ist, als endlich der Kammerdiener erklärte, sein Herr sey nun im Stande hinabzugehen, hatte er der schönen Person des Grafen alle Vortheile verliehen. welche die Kleidung gewähren kann; und vielleicht sah Altert von Morseiul durchaus nicht übler aus mit jenem Ausdruck hoher und ernster Intelligenz, welcher in Folge der seinen Geist so innig beschäftigenden Interessen seinem Angesicht aufgeprägt war, mit dessen schönen und edeln Zügen dieser Ausdruck gerade so gut zusammenstimmte.

Als er endlich in den kleinen Salon trat, wohin er gewiesen wurde, fand er daselbst einen der Offiziere des Gouverneurs, welcher seiner mit seinem Pagen wartete, um ihn in die Empfangszimmer zu geleiten; und als er fragte, ob der Chevalier bereit sey, erfuhr er, daß derselbe ihn schon hier gesucht habe und hinuntergegangen sey. Es war dies ein leiser Vorwurf wegen seiner Saumseligkeit, und der Graf beeilte sich, ihm zu folgen. Der Weg war nicht lang, aber die

Treppen waren etwas dunkel geblieben, da die Zeit zu den Vorbereitungen nur kurz gewesen war; und als die Thüren dem jungen Grafen geöffnet wurden, da kam ihm ein solcher Schimmer von Licht, und eine so prachtvolle Scene entgegen, wie er in diesem entlegenen Theil von Frankreich zu finden nicht erwartet hatte.

Die Zimmer waren glänzend, obwohl mild, beleuchtet, und die Hauptlichtmasse kam von dem großen Saal am äußersten Ende. Reiche Guirlanden und Dekorationen fehlten nicht, aber da sie natürlich schwerer zu bekommen waren als in Paris, waren die Räume, wo viele Draperien gehangen hätten, oder wo vergoldete Schnörkel, Trophäen und andre sinnreiche Zierrathen geprangt hätten, mit weit besserem Geschmack aus den Schatzhäusern der Natur geschmückt; und Guirlanden und grüne Büsche und die Menge von Blumen, welche diese Gegend hervorbringt, nahmen alle leeren Räume ein. Eine treffliche Musikbande, welche der Herzog aus der Hauptstadt mitgebracht, war in einer erhöhten Gallerie des großen Saals aufgestellt; und die süßen Noten mancher damals beliebten Melodien ergoßen sich die lange Reihe von Gemächern entlang, nur gedämpft aber nicht verhallend durch die Entfernung. Im ersten Zimmer, in das der Graf trat, war eine große Anzahl untergeordneter Offizianten des Gouverneurs in ihren reichsten Amtstrachten, wodurch dies Vorzimmer fast den Anstrich königlichen Prunkes erhielt; und zwischen denselben

schritten hindurch in eben diesem Augenblick mehrere der höchsten Edelleute der Provinz, welche gerade angekommen waren, ehe der Graf eintrat.

Obgleich noch nicht über die Hälfte von den Geladenen erschienen waren, standen doch schon in allen Theilen der Zimmer zahlreiche Gruppen; und an mehr als einem der Tische, die, wie in jener Zeit üblich, zum Spielen hingestellt waren, fand der junge Graf Personen, die er kannte, und blieb auf seinem Wege stehen, um sie zu begrüßen. Der Herzog und die Herzogin von Rouvré hatten ihren Platz in dem großen Saal genommen; aber in dem kleinern Saal, unmittelbar vor dem größern, blieb Albert von Morseiul an einem der Tische stehen, um mit dem Prinzen von Marsillac zu sprechen, welcher sich daran lehnte; er spielte nicht, sondern kehrte mit einem gleichgültigen Wesen der Scene neben ihm den Rücken.

„Ah! Herr von Morseiul," sagte er, „das ist ein unerwartetes Vergnügen, Euch hier zu sehen; ich glaubte, Ihr wäret in Flandern."

„Das war ich noch vor vierzehn Tagen," erwiederte der Graf; „aber eben so wenig erwartete ich Euch hier zu sehen."

„Oh! dies ist gewißermaßen mein Heimathland," versetzte der Prinz; und da ich in Familienangelegenheiten hier war, konnte ich natürlich nicht anstehen, das erste Fest des guten Herzogs mit meiner Anwesenheit zu beehren. Man scheint sich hier eine gute Versammlung versprechen zu dürfen, und in Wahrheit,

es fehlt nicht an anziehenden Magneten bei einem neuen Gouverneur, einer neuen Frau Gouverneurin und Clemence de Marly."

„Bitte, Wer ist Clemence de Marly?" fragte der Graf. „Ich bin, wie Ihr seht, etwas verbauert, und habe noch nie von ihr gehört."

„Verbauert, ja wohl!" sagte der Prinz, „ha! die ganze Welt in Paris ist toll geworden über ihr. Sie ist der bewundertste, der angebeteiste, möchte ich sagen, von allen Sternen oder Kometen, oder was man will, der Zeit meines Lebens aufgegangen; so schön wie Hebe, so anmuthig wie die reizendste der Grazien, so stolz wie Juno, etwa zehnmal kälter als Diana, und so witzig wie Frau von Cornuel. Die Leute bildeten sich nachgerade ein, der König selbst sey in sie verliebt, aber Ihr wißt, daß jetzt, unter der Herrschaft der Amie de l'amie, die Tage der Thorheit und des Skandals vorüber sind, und auf mein Wort, die spröde Schönheit behandelte die Majestät nicht besser als den Adel. Ich selbst hörte sie — "

„Aber Wer ist denn Clemence de Marly?" fragte der Graf wieder; „Ihr habt mir keine befriedigende Antwort gegeben, Marsillac. Von welchem Geschlecht oder welcher Familie ist sie? Ich kenne keinen solchen Namen, keine solche Familie, die mit den Rouvés verwandt wäre."

Der Prinz antwortete in leiserem Tone: „Sie ist eine Waise, ein Findling, oder was Ihr wollt. Einige sagen," fuhr er flüsternd fort, „sie sey eine natürliche

Tochter des Königs selbst; Andre aber, und das ist die wahre Geschichte, sie sey ein natürliches Kind von Rouvré. Es ging, wie Ihr wißt, vor einiger Zeit, ehe er heirathete, ein Gerücht über ihn und die Gräfin von — —, einer Dame von sehr großem Vermögen; und da dies Mädchen über viel Geld gebietet und immer bei den Rouvré's lebt, kann fast kein Zweifel über die Richtigkeit der Sache Statt finden. Madame de Rouvré, die selbst kein Kind hat, behandelt sie klüglich als ihr eignes Kind, und verzieht und verderbt sie, wie wenn es ihre Enkelin wäre. Es hieß einmal, sie solle Euern Freund, den Chevalier d'Evran heirathen, den ich eben jetzt an ihrer Seite herumstreifen sah. Hericourt schwört, er wolle Jedem die Kehle abschneiden, der sie ohne seine Zustimmung heirathe; aber man glaubt, Louvois habe sie zur Frau für einen noch nähern Verwandten von sich erkoren; Saignelai ist nicht ohne Hoffnungen, den Preis für Jemand von seinen Leuten zu gewinnen; und sie scheinen in diesen unsern Tagen sich so wenig um den verhängnißvollen Schrägebalken zu kümmern, als wenn Adam's und Eva's Gesetz noch gälte, und wir alle miteinander Kinder der Natur wären."

„Das ist also das schöne Fräulein, von welchem d'Evran mir gesprochen hat," versetzte der Graf; „aber er redete von ihr und ihrer Schönheit so kalt, daß ich kaum glauben kann, er sey sehr verliebt."

„Kommt nur hieher und beobachtet ihn dann," sagte Marsillac, etwas vorwärts schreitend, so daß

man eine vollständigere Ansicht vom nächsten Zimmer hatte. „Ihr kennt die Art, wie d'Evran in Liebe ist; er liegt auf einem Sopha und spielt mit einem Federfächer, während die Dame ein paar Schritte von ihm entfernt steht, und da plaudert er ihr in fünf Minuten mehr gescheide Sachen vor, als jeder Andre in einer Stunde vorbringen könnte; da, jetzt eben macht er es so."

Der Graf trat langsam an den Platz, welchen Marsillac ihm geräumt hatte; so daß er nicht die Aufmerksamkeit auf sich zog durch auffallende, neugierige Beobachtung dessen, was vorging, und dann erhob er seine Augen gegen den Theil des großen Saals, nach welchem hin der Prinz geschaut hatte. Die Gruppe, auf die seine Blicke fielen, war gewiß in jeder Hinsicht eine merkwürdige. In der Mitte derselben stand oder lehnte sich vielmehr an einen Stuhl mit hoher Lehne, in einer Stellung von der vollkommensten, nur irgend denkbaren Anmuth, die unmöglich studirt seyn konnte, so sehr war in jeder Linie Leichtigkeit und Natur sichtbar, eine junge Dame, dem Anschein nach etwa ein oder zwei und zwanzig Jahre alt, deren Schönheit eben so ausgezeichnet als eigenthümlich war. Sie rechtfertigte vollkommen die Beschreibung, welche der Chevalier d'Evran davon gemacht hatte; die Augen waren tief dunkelblau, eingefaßt von langen und dunkeln Wimpern, dicht aber glatt, und gleich, in ebenmäßiger Anmuth aneinander gereiht. Die Lippen waren in der That Zwillingsrosen; die Gesichtsfarbe von zarter

Schönheit, und doch hatte dies Angesicht auf den Wangen den warmen Ton ungeschwächter Gesundheit. Die Lippen, auch wenn sie nicht sprachen, waren immer ein klein, ganz klein wenig gespalten und zeigten die dahinter stehenden perlgleichen Zähne; die Stirne war glatt und schön, und doch veränderten die Augbrauen, welche genau die Linie der Stirne über den Augen beschrieben, bei der leichtesten Erhebung oder Senkung den ganzen Ausdruck des Gesichts bei jeder aufsteigenden Regung im Innern. Mit jeder Veränderung harmonirten auch die übrigen Züge, und es schwebte ein glänzender Schimmer um dies Angesicht, sogar in solcher Entfernung, der es dem Auge des Grafen wie eine liebliche Landschaft an einem frühen Sommermorgen erscheinen ließ, wo Alles voll frischen Lebens und Glanzes erscheint. Auch das Ohr, das ihnen leicht zugekehrt war, war sehr schön; und die Gestalt, obgleich die Tracht jener Zeit sie eben nicht sehr günstig hervorhob, sah man durch die Gewänder hindurch in allen Linien der ausgesuchtesten Schönheit sich heben. Hand, Arm, Fuß, Nacken und Hals waren insgesammt so vollkommen, als sie sich nur irgend ein Bildhauer zum Modell wünschen mochte, und die ganze Erscheinung mit der Anmuth der Stellung und der Schönheit des Ausdrucks, war ein Anblick, dessen Genuß man sich wohl für lange Stunden wünschen konnte.

Rechts an der Dame lag, genau so wie der Prinz ihn geschildert, der Chevalier d'Evran, reich gekleidet, und vielleicht etwas mehr Gleichgültigkeit affektirend

als er wirklich empfand. Halb knieend, halb sitzend war zu ihren Füßen d.r Marquis von Hericourt, ohne zu sprechen, aber ihr ins Antlitz schauend mit einem Ausdruck, worin klar zu lesen war, daß er sich staunend besann, ob sie oder er das liebenswürdigste Geschöpf auf Erden sey. Zu ihrer Linken stand ein Herr, in welchem der Graf augenblicklich einen der höchsten und ausgezeichnetsten Edelleute vom Hof Louis XIV. erkannte, um ein paar Jahre älter als der Marquis und der Chevalier, aber allem Anschein nach eben so sehr, wo nicht mehr, vom Pfeil Amors verwundet, als Beide. Hinter ihr und rings um sie befanden sich noch ein halb Dutzend Andre, Jeder beflissen, ihren Blick einen Augenblick zu erhaschen; sie aber lieh vorzugsweise dem genannten ältern Herrn ihr Ohr, außer wenn etwa ein Witz des Chevaliers sie veranlaßte, sich gegen ihn zu wenden und ihm einen Augenblick zuzulächeln. Unter den Uebrigen des kleinen Gefolges hinter ihr befanden sich zwei Personen, für deren keine der Graf von Morseiul eine sehr hohe Achtung hegte; der Chevalier von Rohan, ein verwüsteter und ruinirter Sprößling einer der ersten Familien in Frankreich, und ein Edelmann mit Namen Hatreoumont, den der Graf hatte kennen lernen, als er im flandrischen Heer diente, und der, obgleich tapfer wie ein Löwe, in einem solchen Ruf unruhiger und grundsatzloser Intrikensucht stand, daß der Graf ihren Verkehr bald auf eine bloße Verbeugung beim Begegnen beschränkte.

Alle Uebrigen, die sie umgaben, waren wenigstens

durch hohen Rang und Reichthum ausgezeichnet, und Mehrere auch wegen besserer und höherer Eigenschaften angesehen; im Ganzen aber schien sie sie alle als bloße Sklaven zu behandeln, indem sie den Einen mit einer Botschaft dahin schickte, den Andern dorthin, um etwas zu holen, was sie vermißte, und das mit einem so stolzen und gebieterischen Wesen, als wären sie nur dazu geboren, ihrem Willen zu gehorchen.

Die Gruppe war, wie wir gesagt haben, interessant und merkwürdig; aber was war es denn, was das Angesicht des Grafen mit tödtlicher Bläße überzog? Was war denn in dieser Gruppe, was sein Herz pochen machte in Gefühlen, wie er sie noch nie beim Anschauen der stolzesten Schönheiten dieser Welt empfunden hatte? Was war es, das ihn mit ganz andern Empfindungen gegen diese Dame erfüllte, auf das erstemal, wo er sie sah, als er je gegen andre gefühlt hatte?

War es das erstemal, daß er sie sah? Oh! nein, nein! Obgleich die Züge durch den Einfluß einiger inzwischen verstrichener Jahre etwas verändert waren, obgleich die Schönheit des Mädchens herangereift war zur Schönheit der Jungfrau, obgleich die Gestalt Rundung und Fülle gewonnen hatte, ohne eine Linie der Anmuth zu verlieren — doch schaute er in diesem Angesicht und in dieser Gestalt wieder den Traum seiner jugendlichen Phantasie; da sah er sie wieder, an die er so oft gedacht, mit deren Bild er in seiner Phantasie gespielt hatte, bis die Gespielin seiner Einbildungs-

kraft die Herrin seiner Gefühle geworden war; und jetzt, wo er sie wieder fand, erblickte er sie in einer Lage und unter Verhältnissen, die ihm schmerzlich waren. Es war noch da die ganze Schönheit der persönlichen Erscheinung, die er so sehr bewundert hatte; aber all die Reize des Herzens und Gemüthes, welche seine Phantasie im Buch dieser Schönheit gelesen hatte, schienen jetzt in ihr Gegentheil verkehrt, und er sah nur ein verzogenes stolzes, liebenswürdiges Mädchen, dem Anschein nach eben so eitel und frivol, wie die übrigen Genossen eines eiteln und frivolen Hofes.

„Ihr bleibt lange stumm, de Morseiul," sagte der Prinz von Marsillac; „Ihr bleibt sehr lange stumm! Mir scheint, Ihr gehört auch zu den von Amors Pfeil Getroffenen, mein guter Freund! Was! sollen wir die schönen Ländereien und Schlösser des ersten protestantischen Edelmanns in Frankreich jener hübschen Dame zu Füßen gelegt sehen? Nehmt meinen Rath an, Morseiul, nehmt den Rath eines Mannes an, der älter ist als Ihr. Laßt Eure Pferde morgen in aller Frühe satteln, und begebt Euch zurück auf Euer Schloß oder zum Heere. Selbst wenn sie Euch erhörte und wählte, Morseiul, sie würde nie für Euch passen; ihr Herz, Freund, ist so kalt wie ein russischer Winter, und so hart wie der untere Mühlstein, und nie wird sie in dieser Welt etwas Andres lieben als ihr eignes hübsches Ich."

„Ich fürchte mich gar nicht vor ihr," versetzte der

Graf; „ich habe sie früher schon gesehen, und mich wunderte nur die Gruppe um sie herum."

„Sie gesehen und wieder vergessen!" rief Marsillac aus, „so daß Ihr Euch ihrer nicht mehr erinnertet, als ich Euch von ihr sprach! Ums Himmels willen laßt sie das nicht hören! Nein, sagt es nicht bei Hof, wenn Ihr Euern Namen und den Ruf der Weisheit, des Witzes und des guten Geschmacks behaupten wollt. Aber ich muß wahrhaftig glauben, Ihr seyd so kalt wie sie. Geht und sprecht mit ihr, Morseiul; geht und sprecht mit ihr, denn ich sehe in der That, daß Ihr ganz sicher seyd."

„Nein, wahrlich nicht," sagte der Graf, „ich werde gehen und mit dem Herzog und seiner trefflichen Gemahlin sprechen; und ich denke, seiner Zeit werde ich alle erforderlichen Formalitäten gegenüber von der schönen Clemence durchzumachen haben; aber bis diese Nothwendigkeit wirklich eintritt, habe ich keine Lust, die Eitelkeit irgend einer Dame zu steigern, welche bereits zu viel davon zu haben scheint."

Mit diesen Worten wandte er sich weg und hörte nur noch den Prinzen sich nachrufen: „O weiser Sybarite!" und mit leichtem Anstand durch das Zimmer schreitend, trat er in den großen Saal und ließ seine Blicke in dessen ganzem Raum herumschweifen, den Herzog und die Herzogin aufsuchend und über die schöne Clemence und ihren Kreis mit einem zufälligen Blick hingleitend, als bemerkte oder achtete er sie kaum. Augenblicklich erhob sich in der kleinen Gruppe selbst

ein Geflüster. Einige von der Umgebung übernahmen es, ihr zu sagen, Wer er sey, und alle Augen folgten ihm, als er mit den gleichen ruhigen und würdevollen, dabei aber anmuthigen Schritten sich der Stelle näherte, wo der Herzog und die Herzogin ihren Platz hatten, und von der Letzteren als ein alter und werthgeschätzter Freund mit Wärme begrüßt wurde.

Sie wies ihm einen Platz zu ihrer Seite an, und von Zeit zu Zeit sich zu dem Stuhl der guten alten Dame niederbeugend, ergriff er die Gelegenheit, welche jedesmal die Zwischenpausen zwischen dem Erscheinen neuer Gäste darbot, ein paar freundliche und anmuthige Worte an sie zu richten, ihr alte Zeiten ins Gedächtniß zurückzurufen, wo sie ihn als Knaben gehegt hatte, und wenn er vielleicht Etwas von der Melancholie, welche der Vergangenheit anhaftet, den fröhlichern Gegenständen beimischte, so machte er sie doch dadurch nicht minder anziehend.

Die Herzogin war sehr zufrieden mit seiner Aufmerksamkeit, und schien eine Zeit lang geneigt, dieselbe sich ausschließlich zuzueignen; endlich aber sagte sie: „Ich darf Euch nicht die ganze Nacht hier zurückhalten, Graf, sonst mache ich den Herzog noch in seinem sechzigsten Jahr eifersüchtig, und das geht nicht an. Ihr müßt gehen und pflichtschuldigst jüngern Damen als ich bin, süße Sachen sagen. Seht, da ist Fräulein von Fronsac, ein so hübsches Geschöpf, als man nur je sah, und unsre Clemence. Ihr kennt Clemence, nicht wahr? aber seht, Fräulein von Fronsac, wie

um Euch eine passende Gelegenheit zu geben, hat ihr Armband fallen lassen."

Der Graf trat hinzu, um der jungen Dame, für welche seine Aufmerksamkeit in Anspruch genommen wurde, ihr Armband aufzuheben; aber seine Absicht wurde vereitelt durch einen ihm zuvorkommenden näher stehenden Edelmann, und im selben Augenblick sah der Chevalier, daß sein Freund sich von der Seite der Herzogin los gemacht hatte, schritt durch den Saal auf ihn zu, und ergriff ihn beim Arm. „Kommt, Albert," sagte er, „kommt, das ist Ziererei. Ihr müßt herbei und die Feuerprobe dieser glänzenden Augen bestehen. Sie hat von Euch gesprochen, und das mit tiefem Interesse, versichere ich Euch."

Der Graf lächelte. „Um einen schuldbelasteten Liebhaber zu kränken:" sagte er, „oder um einem thörichten jungen Herzen wehe zu thun. Waret Ihr es, Louis," fragte er in demselben Tone, „waret Ihr es, den sie zu necken und zu reizen suchte, indem sie mit Interesse von einem Andern sprach?"

„Ihr seyd im Irrthum, Albert," sagte der Chevalier in leisem Tone, indem er ihn allmälig zu jener Stelle hinführte, „Ihr seyd im Irrthum — ich bewerbe mich nicht um Clemence de Marly. Mein Entschluß ist längst schon gefaßt. Ich werde nie heirathen — auch würde kein Beweggrund auf der Welt sie vermögen, mich zu heirathen. Ich weiß das vollkommen gut; aber während ich Euch dies erkläre, sage ich Euch

auch, Ihr thut ihr Unrecht. Ihr müßt nicht auf einmal über sie aburtheilen."

Sie waren jetzt bis auf wenige Schritte der Stelle nahe gekommen, wo Clemence stand, und der Graf, welcher, während er sich näherte, zu Boden geschaut hatte, den leisen Worten des Chevaliers horchend, erhob jetzt die Augen, als der Andre einen Schritt vorwärts machte, um ihn vorzustellen. Zu seinem Erstaunen sah er die Farbe auf den Wangen des lieblichen Wesens, vor dem er stand, wechseln, und bemerkte eine leise Verwirrung und eine Unstetigkeit in ihrem Benehmen und ihrem ganzen Wesen, was sich Albert von Morseiul nur durch die Annahme zu erklären wußte, daß die Scene, wo sie sich zuletzt getroffen, die Räuber, der Wald und die Plünderung des Wagens wieder vor ihrer Seele aufgestiegen seyen, und eine solche Aufregung bei einem Wesen bewirkten, welches allem Anschein nach in seinem gewöhnlichen Benehmen so viel Herrschaft über sich selbst besaß. An ihrem Finger sah er auch eben den Ring, den er für sie aus den Händen der Räuber gerettet hatte; und da er im Mindesten nicht eitel war, schrieb er ihr Erröthen allen diesen Erinnerungen zu. Aber wie er sich jenen Abend vor die Seele zurückrief, wurden seine Gesinnungen und Gefühle gegenüber von Clemence minder strenge und herb — er fühlte, daß zwischen ihnen das Band eines gewissen Interesse bestand, er fühlte auch, daß ihr Benehmen damals sehr verschieden war von demjenigen, das sie jetzt an den Tag

legte. Obgleich im Walde kaum zehn Worte gesprochen worden waren, hatten doch diese wenigen Worte alle tiefes Gemüth und starke Gefühle verrathen; es gaben sich daran kund die Zeichen des Herzens, die haftenden Erinnerungen der Liebe, die reinen Empfindungen eines nicht weltlichen Geistes; und wenn er sie jetzt ansah, umringt von Schmeichlern und Liebhabern, selbst herzlos und allem Anschein nach kein andres Vergnügen empfindend, als das, mit den Herzen Andrer zu spielen, da glaubte er das alte Mährchen von den zwei verschiednen Geistern in Einer Gestalt vor sich zur Wirklichkeit geworden zu sehen, und er wußte nicht, wie er die widersprechenden Züge, die er an ihr bemerkte, in Uebereinstimmung bringen sollte.

All dies ging ihm in einem Augenblick durch die Seele. Der rasche Gedanke, der, über die Heerstraße der Zeit geflügelt sich hinschwingend, Jahre in Einem Augenblick zu bedecken vermag, hatte Alles, was wir oben gesagt, auf Einmal überschaut, während noch die Worte der Vorstellung auf den Lippen des Chevalier d'Evran schwebten. Der Graf verbeugte sich tief aber ernst, begegnete dem vollen Blick dieser glanzvollen Augen ohne die kleinste Veränderung der Miene, und stand im Begriff, einen Gemeinplatz oder ein förmliches Compliment vorzubringen; aber Clemence de Marly redete zuerst.

„Ich habe den Chevalier an Sie gesandt, Herr von Morseiul," sagte sie mit derselben musikalischen Stimme, deren er sich so gut erinnerte, „weil Sie mich

nicht wieder zu erkennen schienen; und ich wünschte Ihnen zu danken für einen Dienst, welchen Sie vor langer Zeit einem wilden Mädchen leisteten, das wahrscheinlich von einem feurigen Roß, das sie ritt, getödtet worden wäre, hätten Sie es nicht aufgehalten, und ihr die verlorenen Zügel wieder gegeben. Vielleicht haben Sie es vergessen, denn ich höre, daß große Thaten dem Grafen von Morseiul etwas so Alltägliches sind, daß er sich wahrscheinlich nicht an Etwas erinnert, was ihm ein ganz geringfügiges Ereigniß war. Für mich jedoch war der Dienst wichtig, und ich habe weder ihn, noch die Person vergessen, die mir ihn leistete."

Das Auge des Chevalier d'Evran haftete auf dem Grafen von Morseiul während dieser Worte des Fräuleins, und es lag ein strahlender Glanz darin, den sein Freund kaum verstand. Es war indessen kaum möglich für einen Menschen, solche Worte von solchen Lippen zu hören, und ganz ungerührt zu bleiben.

„Verzeihen Sie, mein Fräulein," antwortete der Graf, „ich habe auch das Abenteuer nicht vergessen; aber ich hätte nicht gedacht, daß Sie eines so geringfügigen Dienstes sich noch erinnern würden. Ich erinnerte mich Ihrer im Augenblick wieder, wo ich Sie sah; aber natürlich machte ich keine Ansprüche, wieder erkannt zu werden, auf das Verdienst einer so unbedeutenden Handlung hin."

„Ich kann dafür bürgen, daß er es nicht vergessen hat," sagte der Chevalier d'Evran, „denn es sind kaum

fünf oder sechs Tage, Fräulein von Marly, daß er mir die Sache ausführlich erzählt hat, und wenn ich wollte, könnte ich erzählen —"

Eine leichte Röthe stieg dem Grafen in die Wangen, als der Chevalier d'Evran ihn mit einem boshaften Lächeln anschaute; aber der Letztere hemmte den Fluß seiner Rede und setzte nur hinzu: „Wenn ich wollte, könnte ich erzählen, was für Bemerkungen der ernste Graf über dies Ereigniß gemacht hat — aber ich glaube, ich darf nicht."

„Nein nein!" rief Clemence. „Ich bestehe darauf, daß Ihr uns Alles sagt. Ihr seyd unser Dienstmann und Knecht. Da Ihr Huldigung und treuen Dienst gelobt habt, so befehle ich Euch, Herr Chevalier, Alles ohne Rückhalt zu erzählen, uns die Geheimnisse vom Lager des Feindes preiszugeben."

„Ich hoffe, mein Fräulein," sagte der Graf, sehr begierig der Unterhaltung eine andre Wendung zu geben, und doch wohl einsehend, daß er seinem Zweck selbst zuwiderhandeln würde, wenn er ein ängstliches Streben verriethe, dies zu thun, „ich hoffe, mein Fräulein, daß Sie mich nicht unter Ihre Feinde zählen; wenn dies ist, so kann ich Sie versichern, daß Sie sehr im Irrthum sind."

„Das ist es, was ich zu wissen wünschte, Graf," versetzte das Fräulein lächelnd; „eben um zu erfahren, ob Sie zu den Feinden oder Freunden gehören, gebot ich dem Chevalier hier bei seinen Pflichten, Ihre Bemerkungen zu erzählen."

„Ich denke, mein Fräulein," sagte der ältere Herr, mit welchem sie während der ersten Zeit des Abends gesprochen hatte, und dem die durch des Grafen Vorstellung herbeigeführte Unterbrechung gar nicht zu gefallen schien, „ich denke, Fräulein, wenn Sie den Chevalier bei seinen Pflichten aufforderten, so wird er sich genöthigt sehen, das geheim zu halten, was ihm im Vertrauen mitgetheilt ward."

Clemence wandte sich um, sah ihn einen Augenblick schweigend an, und sagte dann: „Sie haben Recht, Herr Herzog von Melcourt, obwohl ich nicht vermuthete zu hören, daß Sie gegen mich Partei ergreifen würden. Ich werde Mittel finden, Sie zu strafen, und Ihnen meine Macht und Autorität in einer Weise zu zeigen, die Sie vielleicht nicht kennen. Mein Herr Chevalier, wir wollen Euch wegen Eurer Hartnäckigkeit entschuldigen, da wir Mittel haben, durch eine höhere Macht uns Aufschluß zu verschaffen. Herr von Morseiul," fuhr sie fort, das Haupt erhebend mit der Majestät einer Königin, „wir befehlen Euch, selbst diesen Aufschluß uns zu geben; aber damit das Ohr dieser würdigen Cavaliere und Edelleute, die hier herum stehen, nicht gekitzelt werde durch diese Mittheilung, wollen wir Euch gestatten, uns zum Tanze zu führen, zu dem man sich, wie wir sehen, im andern Zimmer anschickt."

Sie reichte ihm ihre Hand; er konnte sie natürlich nicht ablehnen; und nachdem sie einen Blick schelmischen und hochmüthigen Spottes auf die zurückbleibende

Gruppe geworfen, schritt Clemence de Marly mit Albert von Morseiul dem andern Zimmer zu. Mit derselben Haltung und Miene stolzen Selbstgefühls durchschritt sie den ganzen ersten Saal; aber im Augenblick, wo sie in den zweiten trat, welcher vergleichungsweise leer war, da die Tanzenden sich in den dritten drängten, änderte sich ihr Benehmen völlig. Der Graf fühlte, wie ihre Hand etwas schlaff und matt in der seinigen ruhte; ihr Schritt verlor viel von seiner stattlichen Würde; die Miene kokettirenden Stolzes verlor sich ganz und sie sagte: „Mein Herr von Morseiul, ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß mein Zweck bei der diesmaligen Ausübung des Rechts, welches ich mir anzumaßen für gut gefunden habe, nämlich, ohne Widerrede Alles zu thun, was mir beliebt, daß mein Zweck diesmal nicht der war, närrische Fragen Ihnen vorzulegen darüber, was Sie etwa gesagt oder gedacht haben in Betreff einer Person, die überhaupt sehr wenig verdient, daß Sie an sie denken. Vielleicht haben Sie wirklich schon meine Absicht dabei errathen, daß ich Sie so zu sagen wider Ihren Willen zwang, mit mir zu tanzen; aber darum achte ich es nicht minder für meine unerläßliche Pflicht, die erste, und vielleicht einzige, Gelegenheit, die sich mir darbietet, zu ergreifen, um Ihnen innig, aufrichtig und wahrhaft zu danken für den großen Dienst, den Sie mir in der Nacht vom letzten Montag geleistet, und für die freundliche, männliche und ritterliche Weise, in der Sie mir ihn geleistet. Ich habe meine ganz besondern Gründe —

wie ich sie vielleicht auch bei manchen andern Dingen habe, welche seltsam scheinen mögen — zu wünschen, daß dieses Abenteuers nirgends erwähnt werde. Obgleich ich zwei zum Wagen gehörige Diener bei mir hatte, so wie meine alte, treue Dienerin, welche Sie sahen, konnte doch mein Geheimniß nicht leicht verrathen werden durch irgend Jemand als durch Sie. Ich wußte nicht ganz gewiß, ob ich Ihnen beim Abschied meine Wünsche ganz deutlich erklärt hatte, und war deßwegen diesen Abend besorgt; aber im Augenblick erkannte ich aus Ihrem ganzen Benehmen beim Eintritt in den Saal, daß ich ganz beruhigt seyn durfte, und ich füge meinen Dank hiefür dem Danke für den Dienst selbst hinzu."

„Der Dienst, mein Fräulein, erfordert keinen Dank," versetzte der Graf. „Ich glaube, in ganz Frankreich ist kein Mann von Ehre, der nicht das Gleiche gethan hätte für jede Frau auf der Welt."

Clemence schüttelte den Kopf mit ernstem, sogar melancholischem Ausdruck, und erwiederte: „Sie haben eine zu hohe Meinung von ihnen, Graf. Wir Frauen haben bessere Gelegenheiten, sie zu beurtheilen; und ich weiß, daß nicht zwei Edelleute in Frankreich, und vielleicht nicht sechs in ganz Europa sind, die irgend etwas thäten für irgend eine Frau, ohne einen selbstsüchtigen, wo nicht gar niedrigen Beweggrund, wenn nicht ihre eigene Befriedigung mehr dabei in Betracht käme, als das Wohl der Dame."

„Nein, nein, nein; Sie sind wahrhaftig bitter,"

versetzte der Graf. „Auf mein Wort, ich glaube, es ist nicht Ein Edelmann in Frankreich, der nicht, wie ich gesagt, das Gleiche thäte für irgend eine Frau; und gewiß, wenn dieser Dienst Ihnen geleistet wurde, so ging das wenige Verdienst, das er sonst etwa hätte haben mögen, ganz verloren."

„Still, still!" sagte Clemence mit Erröthen und mit einem etwas vorwurfsvollen Lächeln. „Still, still, Herr von Morseiul; Sie vergessen, daß ich gewohnt bin, solche schmeichlerische Reden vom Morgen bis in die Nacht zu hören, und daß ich ihren wahren Werth kenne. Wenn Sie mir beweisen wollen, daß Sie mich wahrhaft achten, so nehmen Sie nicht den Ton jener hohlen Stutzer an, welche in Scenen wie diese sich flatternd umhertreiben. Seyen Sie gegen mich, so weit wir mit einander in Verkehr kommen, derselbe Graf von Morseiul, der Sie, wie ich gehört habe, gegen Andre sind: offen, gerade, aufrichtig."

„Das will ich auch seyn," versetzte der Graf, und er fühlte in diesem Augenblick die ganze Macht seiner frühern phantastischen Träume wieder aufleben; „aber werden Sie nie beleidigt seyn?"

„Es ist wenig Aussicht," antwortete sie, als sie weiter schritten, „daß wir einander so oft sehen sollten, daß ich könnte beleidigt werden. Sie vermeiden, wie ich höre, den Hof so viel als möglich. Ich bin verurtheilt, den größten Theil meines Lebens dort zu verbringen; und ich fürchte, es ist wenig Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß der Herzog, mein Vormund, sich

in die ruhigen Schatten von Ruffigny begebe, wo ich zuerst das Vergnügen hatte, Sie zu sehen."

„Waren Sie damals in Ruffigny, als ich Sie zum erstenmal sah?" fragte der Graf mit einigem Erstaunen.

„Ja," antwortete sie; „aber ich war dort mit einigen meiner Verwandten, die bei dem Herzog auf Besuch waren. Erinnern Sie sich noch — ich glaube gern, daß Sie sich nicht erinnern — daß Sie mir einige Tage nachher mit einer Gesellschaft zu Pferde begegneten?"

„Ja," versetzte er, „ich habe jetzt Alles wieder vor Augen."

„Und die Dame, die zu meiner Linken ritt?" fragte sie.

„Ganz gut," antwortete der Graf; „war das Ihre Mutter?"

„Ach nein!" erwiederte Clemence; „das war meine Stiefmutter; meine Mutter starb drei Jahre zuvor. Aber um auf unsern Gegenstand zurückzukommen, ich maße mir nicht an, weniger eitel zu seyn als Andre meines Geschlechts, und daher kann ich nicht dafür stehen, daß ich, wenn Sie mir herbe Wahrheiten sagten, es nicht übel nehmen würde; aber ich will Ihnen etwas sagen, Herr von Morseiul, ich will mich bestreben, mich so ernstlich als möglich bestreben, nicht beleidigt zu seyn; und selbst wenn ich es würde, so kenne ich mein Gemüth hinlänglich, um versichern zu können,

ich würde es überwinden, ehe die Sonne zweimal unterginge."

„Das ist Alles, was ich verlangen könnte," entgegnete der Graf, „und wenn Sie mir das versprechen, so will ich immer aufrichtig und offen gegen Sie seyn."

„Welch eine günstige Gelegenheit gibt mir dies Versprechen," sagte das Fräulein hierauf, „Sie aufzufordern, jetzt gleich offen zu seyn und mir zu sagen, was denn die Bemerkungen waren, von welchen der Chevalier sprach. Wäre das wohl ungroßmüthig, Herr von Morseiul!"

„Ich glaube, das wäre es," versetzte der Graf; „aber ich will mich zu Etwas verpflichten; nämlich: wenn Sie einen Monat lang Ihr Versprechen gegen mich halten, und mir nichts übel nehmen, was ich sage, so will ich Ihnen selbst, ohne den leisesten Rückhalt, bekennen, worin jene Bemerkungen bestanden."

Die Augen Clemencens de Marly strahlten, als sie antwortete: „Sie sollen sehen;" aber sie hatten so lang gezögert, daß der Tanz auf dem Punkt stand zu beginnen, und sie genöthigt waren, in den andern Saal zu eilen. Hier begegnete der Graf, wohin er sich wandte, den Augen des Prinzen von Marsillac; und es lag ein eigenthümlicher Ausdruck in seinem Gesicht; nicht gerade ein Lächeln, aber doch etwas daran Gränzendes, mit einem leisen Anstrich sarkastischer Bitterkeit um den Mund, welche unangenehm auffiel. Hätte jedoch der Graf das Gespräch anhören können, das zwischen Zweien oder Dreien von der

Gruppe, die er und Clemence vor Kurzem verlassen hatten, sich entspann, so wäre er wohl noch unangenehmer berührt worden. Drei Personen aber waren dort, welche an dem Gespräch nur wenig Antheil nahmen: Der Chevalier, der junge Marquis von Hericourt und der Herzog von Melcourt. Einer von den weiter hinten Stehenden sprach zuerst.

„Wie lange Zeit wird sie brauchen?" fragte er.

„Wozu brauchen?" sagte ein Andrer.

„Nun, die Fesseln zu schmieden," versetzte der Erste, „ihn an ihren Triumphwagen zu ketten."

„Nicht volle zwei Tage," sagte der Zweite.

„Nicht volle zwei Stunden, behaupte ich," setzte ein Dritter hinzu; „seht sie nur jetzt, wie sie in dem mittlern Zimmer stehen; verlaßt Euch darauf, wenn der Graf zurückkommt, werden wir Alle ihm unsre Verbeugung zu machen, und ihn als Einen von uns zu bewillkommnen haben."

Ein alter zusammengeschrumpfter Mann saß weit hinten, der bis jetzt noch nicht gesprochen hatte.

„Er wird nie Einer von Euch werden, Ihr Herrn," sagte er, jetzt sich in das Gespräch mischend, „er wird nie Einer von Euch werden, denn er hat gleich von Anfang an einen großen Vorsprung vor Euch."

„Worin besteht der?" fragten zwei oder drei Stimmen auf einmal.

„Nun," versetzte der Alte, „er ist der erste Mann unter sechzig Jahren, gegen den sie, so viel ich mich entsinne, je höflich war. Da ist der Herr Herzog;

Ihr wißt, der kommt nicht in Frage, weil er über das Alter hinaus ist."

Der Herzog von Meleourt sah ein wenig gekränkt aus und sagte: „Mein Herr, Ihr irrt Euch; und in jedem Fall sagte sie auch nie etwas Höfliches zu Euch, obwohl Ihr so weit über das Alter hinaus seyd."

„Ich bewarb mich auch nie darum," versetzte der Andre.

„Aber da ist der Chevalier d'Evran," sagte einer der jüngern Männer; „dem hat sie diesen Abend erst drei oder vier Artigkeiten gesagt; ich habe es selbst gehört."

„Eben so viel Bittres als Süßes darin," antwortete der alte Mann; „aber in jedem Fall liebt sie ihn nicht."

„Sie liebt mich mehr als Ihr wißt," sagte der Chevalier ruhig; und sich auf dem Absatz umdrehend, mischte er sich unter einen muntern Kreis auf der entgegengesetzten Seite des Saals, und widmete in toller Laune achtungsvolle Aufmerksamkeit einer schönen Dame, um die er sich übrigens gar nicht bekümmerte, und der er, nach den Gesetzen der an andern Höfen geltenden Moral, keine andre Aufmerksamkeit als die der gewöhnlichen Höflichkeit hätte erweisen dürfen.

Siebentes Kapitel.

Das Wachsthum der Liebe.

Das Fest dauerte sehr lang; viele von den Gästen brachen kaum vor Tagesanbruch auf; diejenigen, welche eingeladen waren, im Hause des Gouverneurs zu übernachten, zogen sich zurück, wann es ihnen beliebte, und Jedermann erkannte an, daß es das glänzendste und angenehmste Fest war, das seit vielen Jahren in Poitiers gegeben worden. Was aber waren die Empfindungen des Grafen von Morseiul, als er zu einer späten Stunde, oder vielmehr früh Morgens, seine eignen Zimmer suchte? Wir dürfen diesen Gefühlen nicht viel Raum widmen und wir wollen nur erzählen, was er, ehe er den Saal verließ, sah, und überlassen dem Geist des Lesers das Uebrige zu ergänzen.

Wie er Clemence de Marly an ihren Sitz zurückführte, hatte er ein augenblickliches Gespräch mit einigen Personen, die er kannte, angeknüpft; und als er sich wieder zu ihr kehrte, sah er, daß sie nicht nur von beinahe allen Denjenigen umringt war, welche zuvor um sie gewesen, sondern daß auch noch eine Anzahl frisch angekommner Cavaliere ihren Kreis vermehrt hatte, und daß ihr Benehmen genau dasselbe war, wie das, welches sie, bei seinem ersten Eintritt, der hohen Stelle entsetzte, auf welche seine Phantasie sie wie eine Königin erhoaen hatte. Jede Schmeichelei

schien als ihr von Rechtswegen gebührend aufgenommen zu werden — jede Aufmerksamkeit nur ein Tribut, auf den sie gegründete Ansprüche besaß. Einigen ihrer Sklaven lächelte sie huldreicher zu als Andern, aber gewiß gab sie nicht Wenigen jene Ermuthigung, welche eben so sehr durch spröde Härte als durch Aufmerksamkeit und Herablassung genährt wird. Sie tanzte zwar nicht häufig, das war eine nur Wenigen vorbehaltne Vergünstigung; aber ihr ganzes übriges Benehmen mißfiel Albert von Morseiul; und es war ihm leid — sehr leid, daß er empfand, es vermöge ihn zu kränken und zu betrüben.

Unter diesen Umständen beschloß er denn, nicht länger ein Zeuge davon zu seyn, und zog sich auf seine Zimmer zurück, mit dem Vorsatz, so weit als möglich seine Gefühle zu bemeistern, so lange sie noch zu bemeistern waren, und sein Herz zu beherrschen, so lange er noch dessen Herr wäre.

Es wurde spät am andern Morgen, ehe sich von den Gästen am Frühstücktisch versammelten; als aber Alle beisammen waren, war die Gesellschaft so groß, daß nur wenig Gelegenheit zu angenehmen Gesprächen mit irgend Jemand sich darbot. Der Herzog von Rouvré widmete dem Grafen die größte Aufmerksamkeit und zeigte einen auffallenden Eifer, ihn auszuzeichnen und zu vergnügen. Clemence de Marly war völlig umringt und in Beschlag genommen von ihrem kleinen Gefolge, und das Vergnügen, welches sie über die ihr gebrachten Huldigungen empfand, schien Albert

de Morseiul ganz unverkennbar. Der Chevalier d'Evran war etwas nachdenklich und ernst, und wandte mehr als einmal seinen Blick rasch von dem Angesicht Clemencens auf das seines Freundes. In den jüngst verfloßnen Stunden aber hatte Albert von Morseiul die Kunst, sich selbst zu beherrschen, die er schon lange gelernt hatte, ausgeübt, und er war jetzt seiner Aufgabe ganz gewachsen. Er nahm keine Notiz von dem Betragen des schönen Mädchens gegen Andere; und obgleich, wie gewöhnlich, ruhig und ernst, trug er doch seinen Theil zur Unterhaltung mit lebhafter Aufmerksamkeit bei; und es traf sich, daß mehr als einmal etwas gesagt wurde, was das tiefe poetische Feuer seiner Natur aufregte, und ihn veranlaßte, in kurzen aber beredten Worten die schönen und hochsinnigen Gefühle seines Herzens kund werden zu lassen.

Alle Anwesenden kannten seinen hohen Charakter, und Allen waren seine Worte und sein Wesen auffallend und merkwürdig; so daß er ein paar Male, selbst wenn er zufällig von eben nicht sehr wichtigen Sachen sprach, mit einigem Verdruß bemerkte, daß plötzliche Stille am ganzen Tisch herrschte und Jedermann ihm zuhörte. Wenn irgend etwas ihm diesen Verdruß vergüten konnte, so war es vielleicht der Umstand, daß er das glanzvolle Auge Clemencens de Marly scharf auf sein Angesicht sich heften sah, bis es dem seinigen begegnete, und dann ließ sie den Blick, leicht erröthend, sinken, oder wandte sich ihr glänzendes Auge gegen die sie umgebenden Männer, während ihre Lippen

einen muntern Scherz vorbrachten, welcher die lebhafte Theilnahme und Aufmerksamkeit, worüber sie sich hatte ertappen lassen, verbergen sollte.

Aber ach, man muß gestehen, daß, diese Augen so auf sich geheftet zu sehen, für Albert von Morseiul keine Vergütung, sondern eher peinlich war; denn es diente dies nur, Gefühle zu nähren und zu ermuntern, die er zu bemeistern entschlossen war. Er hätte es sich wohl anders gewünscht; er hätte gern nur ruhige Gleichgültigkeit gegen Clemence de Marly empfunden; und doch wußte er, nach dem was er in der vorigen Nacht erfahren hatte, daß sie ihm nicht ganz so gleichgültig war wie andre Frauen. Er dachte jedoch, wenn er sich ganz dem großen und wichtigen Gegenstand widme, der seine Gedanken beschäftigt hatte, als er nach Poitiers kam, wenn er all sein Sinnen und Denken hierauf richte und seinen Aufenthalt so sehr als möglich abkürze, würde er im Stande seyn Alles zu vermeiden, was sowohl in der Gesellschaft Clemencens selbst als in seinen eignen geheimsten Gedanken seinem Gemüthsfrieden Gefahr drohte.

Während des Frühstücks überlegte er bei sich diese Dinge, und ehe es noch zu Ende war, wurden seine Gedanken stärker und lebhafter als je auf die Angelegenheiten der Protestanten gelenkt durch das Erscheinen der beiden Abbé's von St. Helie und Pelisson. Er beschloß sich Mühe zu geben, so weit als möglich gleich von vorn herein von ihnen herauszubringen, was denn eigentlich die Art und Beschaffenheit der Maßregeln

sey, welche der Hof von Frankreich gegen die Hugenotten zu nehmen im Begriff stehe. Sodann beabsichtigte er, den Herzog von Rouvré geradezu zu befragen, welches Verfahren er gegen die Protestanten der Provinz anzuwenden gesonnen sey, und dann, wenn er über diese Punkte Gewißheit habe, mit den einsichtsvollsten und edelsten Häuptern der Hugenotten, die sich in Poitiers befänden, zu berathen, mit ihnen die den Umständen gemäß einzuschlagende Handlungsweise festzusetzen, und dann sogleich nach Morseiul zurückzukehren.

Sobald das Frühstück vorüber war, ergriff er auch die nächste Gelegenheit, mit Pelisson und St. Helie sich zu besprechen, während der Herzog und die Herzogin von Rouvré beschäftigt waren, sich von einigen der abgehenden Gäste zu verabschieden. Mit der geraden Offenherzigkeit seines angebornen Charakters befragte er ohne Umschweife die beiden Geistlichen, welches das ihnen durch ihre Instruktion vorgeschriebene Verfahren seyn werde; und Pelisson hatte schon halb geantwortet, und gesagt: es werde das Beste seyn, wenn sie sogleich in Anwesenheit des Herzogs von Rouvré ihre Commission eröffneten und sich von deren Inhalt unterrichteten, als sein politischerer und schlauerer Freund ihn unterbrach, mit der Erklärung: er habe den ausdrücklichen Befehl, das Packet nicht zu öffnen vor der Zusammenkunft der Stände, welche in etwa acht Tagen Statt finden sollte. Diese Erklärung, einigermaßen abweichend von dem, was er zuvor geäußert,

erregte nicht ohne Grund den Verdacht des Grafen; und da er wußte, daß er sich von dem Herzog selbst eine aufrichtige Antwort versprechen durfte, beschloß er, sofort an ihn sich zu wenden.

Er that dies auch binnen kurzer Zeit, und der Herzog begab sich mit ihm in seine Bibliothek.

„Mein lieber Morseiul," sagte er, den jungen Grafen bei der Hand fassend: „Ihr wißt, daß ich selbst der Anwalt der größten Duldung, daß ich so weit entfernt bin, irgend ein Uebelwollen zu hegen gegen meine Brüder, die etwa in manchen Punkten von meinen Ansichten abweichen, daß sogar mehrere meiner Verwandten sich mit Hugenotten verheirathet haben; dies ist auch bei Hof wohl bekannt. Der König weiß es ganz gut, und ich kann nur hoffen, meine neuliche Ernennung zum Gouverneur dieser Provinz sey ein Zeichen, daß trotz aller seit einiger Zeit umlaufenden Gerüchte, Seine Majestät beabsichtigt, mild und gütig mit allen Classen und Arten seiner Unterthanen zu verfahren. Ich darf Euch jedoch nicht verhehlen, daß in Paris Gerüchte ganz andrer Art in Umlauf sind; daß es dort nicht an Leuten fehlt, welche behaupten, der König und sein Staatsrath seyen entschlossen, hinfort nicht mehr als Eine Religion in Frankreich zu dulden, und es sollen die kräftigsten Mittel ergriffen werden, um diesen Entschluß ins Werk zu setzen. Auch will ich nicht Euch abzuläugnen versuchen, daß die Ankunft von Pelisson und St. Helie mir ein sehr bedenkliches und unheilverkündendes

Ereigniß scheint. Die Anwesenheit des Erstern würde mich wenig bekümmern, da er offen und, glaube ich, aufrichtig ist, das Gute wünscht und immer mit Milde verfahren möchte; der Andre aber ist ein schlauer Schelm, ein Frömmler, glaube ich, mehr aus Politik als aus Ergebenheit gegen unsre heilige Kirche, übelwollend, selbstsüchtig und tückisch. Sie sind die Ueberbringer einer Commission, die, wie es scheint, nicht vor dem Zusammentritt der Stände geöffnet werden soll. Das sieht aus, wie ein Plan, mich in meinem eignen Gouvernement zu beschränken und zu bewachen, mir eine Macht vorzusetzen, vor der ich mich scheuen und bücken müßte. Sollte ich nun finden, daß sich dies wirklich so verhält, so werde ich ohne allen Zweifel um Erlaubniß bitten, mich vom öffentlichen Leben zurückzuziehen."

„Ums Himmels willen thut das nur nicht gerade im jetzigen Augenblick!" sagte der Graf von Morseiul. „Wir sind, mein theurer Freund, jedes gemäßigten und erleuchteten Mannes, wie Ihr seyd, bedürftig, um das Land ruhig zu erhalten in einem Augenblick, wo Alles einer entsetzlichen Erschütterung entgegenzugehen scheint. Ihr müßt bedenken, und ich hoffe, der König wird auch bedenken, daß die Protestanten eine große und bedeutende Masse in Frankreich ausmachen; daß unsrer zwei oder drei Millionen im Lande sind; daß wir nichts verlangen, als friedliche und ruhige Ausübung unsrer religiösen Meinungen; daß aber zugleich viele entschlossene und feste Männer, und viele lebhafte

und feurige Geister unter uns sind, welche, wenn man sie unterdrückt, zu Handlungen der Widersetzlichkeit könnten getrieben werden. Alle klugen und einsichtsvollen Hugenotten werden, so viel an ihnen ist, den Frieden und die Ruhe suchen, aber einmal den Fall gesetzt, daß die Widersetzlichkeit, in Folge eines Versuchs, uns die freie Uebung der uns durch das Edikt von Nantes zugesicherten Rechte zu versagen, begonnen hat, kann der König oder kann irgend sonst Jemand von seinen loyalsten und bestgesinnten protestantischen Unterthanen erwarten, daß sie ihre Brüder sollten niederhalten und unterdrücken helfen?"

„Nicht unterdrücken, nicht unterdrücken, mein lieber Graf," sagte der Herzog; „wir dürfen unserm geliebten Monarchen auch nicht einmal den Gedanken daran zuschreiben, seine Unterthanen zu unterdrücken."

„Nur die Unterdrückung könnte irgend Einen von uns zur Widersetzlichkeit treiben," erwiederte der Graf, „und gar nicht vom König selbst besorgen wir Unterdrückung, sondern von seinen Umgebungen. Brauche ich auf Louvois hinzuweisen, dem der König, nach eigenem Geständniß, sein richtigeres Urtheil aufopfert?"

Der Herzog schwieg und sein junger Freund fuhr fort: „Wenn wir keine Unterdrückung zu befürchten haben, gnädiger Herr, so ist im ganzen Land nichts zu besorgen; wenn aber, dann möchte ich gerne wissen, in welcher Gestalt diese Unterdrückung auftreten werde, sowohl als ein aufrichtiges Mitglied der sogenannten reformirten Kirche, wie auch als ein loyaler und treu

ergebner Unterthan des Königs. Ich möchte es gern wissen, damit ich in meiner eignen Umgebung und unter meinen Leuten Alles was in meinen Kräften steht, thun kann, um Frieden und Ruhe aufrecht zu erhalten, wofür ich durchaus nicht stehen kann, wenn unter dem ganz unvorbereiteten Volke solche Proklamationen plötzlich verkündet werden, wie vor fünf Tagen in meiner Stadt Morseiul, welche beinahe eine ernste Ruhestörung zur Folge hatte. Auch das Erscheinen des Militärs machte sehr böses Blut, und die Wiederholung solcher Scenen könnte rasch einen kleinen Haufen Volks zu einem Aufstand reizen; diesem kleinen Haufen würden sich größere Schaaren anschließen, und die Flamme des Bürgerkriegs würde sich durch das ganze Land verbreiten."

„Die Proklamation," versetzte der Herzog, „ging vom König aus, und natürlich mußte sie daher sogleich verkündigt werden. Was das Militär betrifft, so verlangte der Intendant der Provinz, daß eine bewaffnete Macht mitgeschickt würde, um sich zu versichern, daß die Proklamation ohne Störung verkündigt werde; und da ich keinen Andern hatte, auf den ich mich überhaupt verlassen konnte, sandte ich den jungen Hericourt mit einer möglichst kleinen Truppenzahl, da ich natürlich die Vollziehung des Befehls nicht verweigern konnte."

„Von dem Intendanten der Provinz, mein theurer Herzog," erwiederte der Graf, „will ich nichts sagen, als daß er nach Geist, Charakter und Benehmen gerade

das Gegentheil des Herzogs von Rouvré ist. Ein Mann von niedriger Herkunft, genommen aus den **Maitres des requêtes**, wie all diese Intendanten, ist er, wie man sich denken kann, unfähig solche Fragen von einem höhern und vernünftigen Gesichtspunkt zu betrachten. Individuelle Fälle mögen allerdings hier und da vorkommen; aber unglücklicherweise sind sie in Poitiers noch nicht vorgekommen. Unsre einzige Sicherheit beruht auf dem Herzog von Rouvré; aber ich verlange aufs Eifrigste darnach, wo möglich in Uebereinstimmung mit ihm zu handeln, um die Ruhe in der Provinz zu erhalten."

„Das weiß ich von Euch, mein lieber junger Freund, das weiß ich von Euch," versetzte der Herzog; „wartet indessen noch einige Tage zu. Ich erwarte noch einige andre Edelleute von Eurer Ueberzeugung in religiösen Sachen in Poitiers. Ich will Euch Alle sehen und mit Euch mich berathen, was zu thun ist, und das, Ihr dürft es mir glauben, mit der besten Gesinnung gegen Euch. Ich habe Briefe geschickt, oder werde sie noch schicken, an alle ausgezeichneten Männer der sogenannten reformirten Religion in diesem ganzen Distrikt und sie gebeten, mich mit ihrem Rath zu unterstützen. Wenn wir noch Andre hier haben, können wir mit einander Rath schlagen, und demgemäß dann handeln."

Der junge Graf gab natürlich seine Einwilligung, trotz der geheimen Gründe, die ihn wünschen ließen, Poitiers sobald als möglich zu verlassen. Er fühlte,

daß ein längerer Aufenthalt hier für ihn gefährlich werden könnte; er erkannte, daß die Gefühle seines Herzens die Entschlüsse seines Verstandes mit Füßen treten dürften. Aber nun in die Nothwendigkeit versetzt zu bleiben, schlug er die klügste Handlungsweise ein, die ihm die Umstände gestatteten. Er sah Clemencen de Marly so wenig als möglich; und die Zeit, welche ihr zu widmen ihn die Höflichkeit zwang, ward in ihrer Gesellschaft zugebracht nur bei solchen öffentlichen Gelegenheiten, wo er glauben durfte, daß ihr Betragen gegenüber von Andern ein Gleichgewicht bilden werde gegen die Wirkungen ihrer Reize und ihres Zaubers auf ihn. Bei diesen Gelegenheiten zeigte er sich immer aufmerksam, artig und bestrebt, ihr gefällig zu seyn. Vielleicht schimmerten zuweilen auch durch sein Benehmen jene Anzeichen tieferer Gefühle und einer Leidenschaft durch, welche leicht hätte stark und überwältigend werden können, die dem Auge von Frauen nicht leicht entgehen. Im Ganzen aber war sein Benehmen gar nicht das eines Liebhabers. Er war nie ein Sklave in ihrem Triumphzug. Er kam und ging, er sprach einige Augenblicke in seiner gewohnten ruhigen und gleichmüthigen Weise, aber weiter nichts; und man muß gestehen, Clemence de Marly war einigermaßen verletzt.

Nicht als ob sie gewünscht hätte, den Grafen von Morseiul der Welt zu zeigen als Einen von dem müßigen und eiteln Schwarm von Anbetern, der ihr folgte, denn diese verachtete sie, und sie schätzte ihn

zu hoch, um zu wünschen, daß er Einer von ihnen wäre; aber sie dachte: ihre Schönheit, ihre Anmuth und ihr Geist, ja auch das Gemüth und das edle Herz, dessen sie sich innerlich bewußt war — und sie vergaß ganz, daß sie ja strebte es zu verhehlen — hätten einen größern Eindruck auf den Grafen machen sollen, als dem Anschein nach der Fall war.

Sie dachte, sie verdiene mehr, als er zu geben geneigt schien; und es lag auch in dem kleinen geheimnißvollen Band, das sie verknüpfte, Etwas, das einigermaßen ihre Phantasie aufgeregt und ihr den Glauben eingeflößt hatte, der Graf würde ein wärmeres Interesse an ihr nehmen, als er wirklich zu fühlen schien. Sie fühlte sich ein wenig getäuscht, ein wenig überrascht, und nicht wenig gekränkt. — Und fühlte sie vielleicht noch mehr? Wir werden sehen! Für jetzt haben wir es mehr mit ihrem Benehmen zu thun, als mit ihren Gefühlen, und dies Benehmen war vielleicht nicht aufs glücklichste berechnet, die Achtung des Grafen zu gewinnen. Zwar widmete sie dem sie umdrängenden Schwarm weniger Aufmerksamkeit; sie behandelte die Meisten davon mit beinahe unverhehlter Verachtung. Es schien als nähme ihr hochmüthiges Betragen gegen sie im Allgemeinen zu; aber sie ging weit mehr mit dem Chevalier d'Evran um. Man sah sie mit ihm in den Gärten lustwandeln, nur Eine Dienerin einen Schritt hinter ihnen; und zweimal trat der Graf in den Saal und fand sie mit ihm allein in lebhaftem Gespräch dasitzen.

Er fühlte mit jedem Tag mehr, daß es für ihn

Zeit sey, die Stadt Poitiers zu verlassen, aber immer noch wurde er durch Umstände zurückgehalten, welche zu ändern nicht in seiner Macht stand; und am fünften Tag nach seiner Ankunft, nachdem er eine etwas schlaflose Nacht gehabt und im Kopf Hitze und Schmerzen verspürte, ging er in die großen Gärten am Hause hinunter, um in Ruhe und Stille die frische Morgenluft zu genießen. Es war eine Stunde, wo selten Jemand in diesen Gärten lustwandelte, aber an der Biegung des ersten Ganges begegnete er Clemence de Marly und zwar allein. Sie schien von dem entfernteren Theile der Güter zurückzukommen, und hatte den Blick mit einer nachdenklichen, ja sogar melancholischen Miene zu Boden gesenkt. Wären sie sich nicht schon so nahe gewesen, als er sie erblickte, er hätte vielleicht umgekehrt, um einer Begegnung auszuweichen, die er scheute; aber sie war nur wenige Schritte von ihm entfernt, und erhob sogleich ihren Blick, als sie das Geräusch von nahenden Schritten vernahm. Die Röthe trat ihr in die Wangen, als sie ihn sah, doch nur leicht, und sie erwiederte seinen Gruß mit einer anmuthigen Verbeugung des Hauptes.

„Sie stehen früh auf, Fräulein von Marly," sagte der Graf, als sie, um mit ihm zu sprechen, stehen blieb.

„Das war immer meine Gewohnheit," antwortete sie. „Ich liebe den sanften Hauch der Morgenluft."

„Es ist eines der großen Geheimnisse der Gesundheit und Schönheit," versetzte der Graf. Aber sie schüttelte den Kopf mit einem Lächeln und sagte:

„Das ist nicht mein Zweck beim Frühaufstehen, Herr von Morseiul, die Gesundheit schätze ich kaum so wie sie verdient, da ich den Mangel derselben nie kennen lernte; und die Schönheit schätze ich gar nicht. Es ist wahr, was Sie auch denken mögen."

„Und doch hat die Schönheit ihren Werth," versetzte der Graf. „Sie ist eine große und edle Gabe Gottes; aber ich gestehe, sie sollte das Münzzeichen des Goldes seyn."

„Es ist eine der gefährlichsten Gaben des Himmels," versetzte Clemence heftig. „Und oft ist es dazu noch eine lästige. Gefährlich ist sie für uns selbst, für unsre Herzen, für unsre ewige Seligkeit. Sie ist lästig in allen ihren Folgen. Zu viel Schönheit ist für ein Weib, was zu großer Reichthum für den Mann: — mit dem traurigen Unterschied, daß er mit seinem Besitz immer Gutes thun kann, sie aber mit dem ihrigen Nichts. Und jetzt hält mich der Herr von Morseiul für eine Heuchlerin; und obgleich er mir versprach, immer offen und ehrlich gegen mich zu seyn, will er es doch nicht bekennen."

„Nein wahrhaftig," versetzte der Graf, „ich bin weit entfernt zu glauben, daß in Ihren Worten, Fräulein, Heuchelei liege. Ich bin vielleicht der Ansicht, daß solche Gefühle und Gedanken sich aus Ihrer Seele verlieren dürften, aber ich glaube, daß Sie sie im Augenblick wirklich empfinden."

Clemence schüttelte den Kopf mit schwermüthiger, fast vorwurfsvoller Miene. „Sie verlieren sich nicht,"

sagte sie mit Ernst. „Sie sind beharrlich und bleibend, sie stehen fest schon seit Jahren.“ Mit diesen Worten wandte sie sich, um ihn zu verlassen; und er glaubte, als sie rasch ihr Angesicht abkehrte, etwas wie eine Thräne in ihrem glänzenden Auge zu sehen.“

Er konnte nicht widerstehen, und er folgte ihr rasch und sagte: „Ich hoffe, ich habe Sie nicht beleidigt.“

„O nein!“ antwortete sie, sich gegen ihn kehrend, und ließ ihn ohne Hehl sehen, daß die Thräne wirklich da war, „o nein, Herr von Morseiul! Es wurde ja kein Wort gesprochen, das mich beleidigen konnte. Wissen Sie nicht, daß, wie ein Kind seine Hand auf ein Instrument legt, ohne zu wissen, daß ein musikalischer Ton erfolgen wird, so oft ein zufälliges Wort ganz unbewußt ausgesprochen wird, das, vermöge eines unsichtbaren Mechanismus in der Brust eines Andern, Regungen erweckt, die wir gar nicht die Absicht hatten hervorzubringen. Unsre kurze Unterredung erweckte die Gedanken vieler Jahre in einem Augenblick, aber nichts ward gesagt, was beleidigen könnte. Sie wissen, wir eiteln Weiber, Graf,“ fuhr sie in leichterem Ton fort, „schmollen mit unsern Liebhabern. An ihnen lassen wir unsre Launen aus. So nehmen Sie sich denn, ums Himmels willen, in Acht, daß Sie nicht mein Liebhaber werden, denn dann würde ich gewiß alle fünf Minuten mit Ihnen schmollen.“

„Wäre es denn Ihnen so etwas Schreckliches, mich als Ihren Liebhaber zu sehen?“ fragte der Graf in demselben Tone.

„Gewiß,“ antwortete sie, halb scherzhaft, halb im Ernst; „es wäre ein trauriger Tausch, oder nicht, einen Freund für einen Sklaven zu geben? Ueberdies zweifle ich nicht, daß Sie sonst schon tausendmal geliebt haben. Aber sagen Sie mir, Graf, glauben Sie, daß man mehr als Einmal lieben kann?“

„Aus eigner Erfahrung kann ich nicht sprechen,“ versetzte der Graf, „denn ich bin eine Person mit einem sehr steinernen Herzen, aber ich sollte denken, daß es bei einem Mann möglich wäre.“

„Und bei einer Frau nicht!“ unterbrach sie ihn lebhaft. „Arme Frauen! Ihr schränkt uns auf allen Seiten ein! — Aber am Ende haben Sie vielleicht Recht,“ fuhr sie nach einem augenblicklichen Besinnen fort. „Es ist, es muß seyn ein Unterschied zwischen der Liebe des Mannes und der Liebe des Weibes. Beim Weibe ist es die erste, frische Herrlichkeit des Herzens, die sich nie wiederholt; bei ihr ist es das innige, tiefe, Alles verschlingende Gefühl, das, wenn einmal dagewesen und entschwunden, das erschöpfte Herz zurückläßt ohne das Vermögen, Aehnliches wieder zu empfinden. Beim Mann ist es ein Anderes; die Liebe hat über ihn nicht die unbedingte Gewalt, wie über das Weib. Die Liebe ist bei ihm nicht das Einzige, das Ende, der Zweck seines Daseyns. Sie nimmt von ihm nur theilweise Besitz, und kann daher mehr als einmal von ihm erfahren und empfunden werden. Beim Weibe aber muß dies Feuer, einmal entzündet, der Scheiterhaufen ihres eignen Herzens

werden. Blumen mögen, wie die Alten fabelten, aus der Asche entsprossen, aber, sofern es sich von wahrer Liebe handelt — nach der ersten wahren Neigung gehört das Herz den Todten an."

Sie schwieg und Beide blieben stumm; denn es lag etwas in den von ihr gesprochnen Worten, was einen tiefern Eindruck auf Albert von Morseiul machte, als er sich irgend möglich gedacht hätte. Er kämpfte jedoch mit sich selbst, und erwiederte: „Sie nahmen meine Worte zu rasch und zu scharf, mein Fräulein. Ich wollte nicht sagen, es sey für ein Weib unmöglich, zweimal zu lieben. Ich weiß es nicht, ich kann nicht urtheilen; aber ich halte es für sehr unmöglich, daß die Alten, deren Sie so eben erwähnten, die Liebe unter dem Bild des Phönix darzustellen beabsichtigten; und ich bin ganz überzeugt, daß manche Frau sich zwölfmal eingebildet haben mag, zu lieben, ehe sie es wirklich that."

„Sich einbildete zu lieben!" rief Clemence in einem beinahe entrüsteten Ton aus; „sich einbildete zu lieben, Herr von Morseiul! Ich möchte es für weniger schwierig halten, zweimal zu lieben, als überhaupt sich einzubilden, daß man liebe, wenn man nicht wirklich liebt. Wir können uns vielleicht einbilden, daß eine Person Eigenschaften besitze, die sie nicht wirklich besitzt, und sie so, verschönert durch unsre Einbildungskraft, lieben; aber dann bilden wir uns doch nicht ein zu lieben, sondern wir lieben wirklich das Geschöpf unsrer Phantasie. Ich will indeß darüber nicht

weiter schwatzen. Es ist etwas, worüber man sich nicht viel besinnen darf. Ich wäre begierig zu wissen, ob es je einen Mann gab, der wirklich geliebt zu werden verdiente."

Der Graf antwortete, aber er konnte sie nicht dazu bringen, den Gegenstand weiter zu verfolgen; sie schweifte geflissentlich auf andre Dinge hinüber; und nachdem sie von einigen geringfügigen Gegenständen gesprochen, sprang sie auf einmal zurück auf den Punkt, von dem die Unterhaltung ausgegangen war, als ob alles Uebrige nur ein flüchtiger Traum gewesen wäre, eingeschoben gleichsam zwischen Gegenstände von ernsterem Belang. Der Graf hatte sie auf die Gefühle des Herzens zurückzubringen gesucht; denn obgleich er fühlte, daß es ein gefährlicher, ein höchst gefährlicher Gegenstand war, ein solcher, der leicht zu Worten führen konnte, die sich nicht mehr widerrufen ließen, verlangte ihn doch, einen Blick in dies Herz zu thun, das, wie er nicht umhin konnte zu glauben, Besseres und Schöneres in sich barg, als die Besitzerin offenbar werden ließ. Aber sie wollte weder hören, noch sich nach seinem Wunsch leiten lassen, und antwortete ihm, als ob sie nicht im mindesten auf seine Worte geachtet hätte:

„Nein, Herr von Morseiul, nein, weder um der Gesundheit, noch um der Schönheit willen stehe ich früh auf und suche die Morgenluft. Ich will Ihnen sagen, warum ich es thue. In diesen frühen, einsamen Stunden, und allein in diesen, kann ich

Zwiesprache halten mit meinem eignen Herzen, kann ich verkehren mit dem Wesen in mir, kann ich auch Verkehr pflegen mit dem, was mir in andern Stunden nie allein entgegentritt, mit der Natur und dem Gott der Natur. Die sanfte Morgenluft hat eine Stimme, die man nur fern vom Menschengewühl vernimmt. Die Blätter der grünen Bäume haben Zungen, welche verstummen in dem müßigen Geplapper einer närrischen Menge, aber vernehmlich sind in der friedlichen Stille eines frühen Morgens. Die Felder, die Bäche, die Vögel, die Insekten, alle haben ihre Sprache, wenn wir ihr nur lauschen wollen, aber was sind Felder und Bäche, und Vögel und Insekten, und die milde Luft, wenn ich umringt bin von einer Schaar von Wesen, so leer wie das klingende Erz und die tönende Schelle? Kann ich an etwas Würdigeres denken, als an Seide und Atlaß, wenn mir ein kindischer Mann ins Ohr flüstert: „Das Veilchen, mein Fräulein, steht Ihnen besser ins Gesicht, als irgend einer Andern, die die Erde trug, und das beweist die ausnehmende Schönheit und Reinheit Ihrer Gesichtsfarbe," und ein Andrer mir sagt, die Schwärze meines Haars könnte einen Raben erröthen machen, oder meine Augen seyen im Stande, den Himmel mit Sternen zu bevölkern! Aber es ist Zeit, daß ich an mein Tagewerk gehe," fuhr sie fort; „somit leben Sie wohl, Herr von Morseiul. Wenn Sie gerade fort bis zu den Schanzen gehen, werden Sie die Ansicht schön und die Luft frisch finden."

Mit diesen Worten wandte sie sich um und verließ ihn; und der Wink, ihr nicht zu folgen, war zu klar, um mißverstanden zu werden. So schritt er denn weiter, den Wällen zu, die Arme über der Brust gekreuzt, und die Augen auf den Boden geheftet. Er hielt kein Selbstgespräch, denn seine Natur gehörte nicht zu denen, welche häufig solchen Schwachheiten Raum geben. Seine Gedanken nur sprachen, und sprachen einfach, obgleich schweigend.

„Sie ist wirklich liebenswürdig," dachte er, „und sie ist in der That bezaubernd. Wenn sie nur ihr Herz walten ließe, so wäre sie ganz, wie ich sie mir in meinen Gedanken malte, wäre sie Alles, was ich mir träumte, obwohl mit einem traurigen Zusatz von Fehlern, von welchen ihr Wesen ursprünglich frei war. Aber ach! es ist offenbar, daß sie entweder einen Andern liebt oder geliebt hat, und sie gesteht selbst, daß sie nicht zweimal lieben könne. Vielleicht hat sie so offen sich ausgesprochen mir zur Warnung, und wenn dies ist: wie sehr bin ich ihr für ihre Freimüthigkeit zu Danke verpflichtet! Zudem ist sie von einem andern Glauben. Ich darf meinen Träumen von dieser Sache nicht mehr nachhängen. — Aber Wer mag denn der Mann seyn, der dies junge Herz gewonnen, und dann vielleicht nicht der Mühe werth geachtet hat, es sich zu bewahren? Gewiß, gewiß kann es nicht d'Evran seyn, und doch zieht sie offenbar seine Gesellschaft jeder andern vor. Sie sucht ihn eigentlich auf.

Wie kann ich errathen, was zwischen ihnen mag vorgegangen seyn, was vielleicht eben jetzt zwischen ihnen vorgeht? Und doch ist ihr offenbar nicht leicht ums Herz, und er hat mir erst dieser Tage gesagt, er sey entschlossen, nie zu heirathen. Er — ganz gemacht zu lieben und geliebt zu werden — nie heirathen! Es muß so seyn! eine Entzweiung hat zwischen ihnen Statt gefunden, ein Bruch, den sie für unheilbar halten. Wie oft, wenn solche Sachen vorfallen, bilden Liebende sich ein, sie seyen kalt und ruhig, und entschlossen, und können als Bekannte und Freunde leben, die wärmeren Gefühle, die sie einst für einander hegten, vergessend. Ja, es muß so seyn," fuhr er fort, all den verschiedenen Umständen nachsinnend; „es muß so seyn, und sie werden bald wieder versöhnt seyn. Ich will diese thörichten Gefühle in meinem Herzen ersticken; ich will alle weichherzigen Erinnerungen verbannen, und um dies mit Erfolg auszuführen, will ich sobald als möglich diesen Ort ganz verlassen, und Louis hier zurück lassen, wenn er mag."

In solchem Brüten, mit betrübtem Herzen und bitterern Gefühlen, als er sich vielleicht selbst gestehen mochte, wandelte Albert von Morfeiul in der ihm von Clemence bezeichneten Richtung fort, schritt durch verschiedne lange Alleen, im Geschmack der damaligen Zeit angelegt, und gelangte an einen Platz, wo einige Stufen zu den Wällen der Stadt hinaufführten, welche eine schöne Ansicht darboten über das in weichen Wellenlinien sich dehnende Land um Poitiers herum, wo

mehr als ein Flüßchen durch die Felder in Krümmungen dahinzog. Sich mit den Armen auf die niedrige Brüstung lehnend, blieb er stehen und schaute über eine Landschaft hin, die er zu jeder andern Zeit mit innigem Interesse betrachtet, wo er jeden Hügel und Baum bemerkt, jedes Licht nnd jeden Schatten nach seiner Gewohnheit beachtet und jede Krümmung der Flüsse Clain und Boivre verfolgt haben würde. Jetzt aber war nichts als eine unbestimmte Anschauung von grünen und sonnigen Gegenständen vor seinem Auge, während der Blick seines Geistes sich scharf auf die tieferen und dunkleren Gegenstände seines eignen Herzens heftete.

Ach, ach, es muß gesagt werden, er fühlte, daß er Clemence de Marly liebte. Trotz Allem, was er gesehen, trotz Allem, was er verdammt hatte, trotz der Besorgniß, sie könnte ihn nicht glücklich machen, selbst wenn er ihren Besitz gewänne, trotz des Glaubens, es sey unmöglich, sie zu gewinnen, und der Ueberzeugung, daß sie einen Andern liebe: ach, er fühlte, und fühlte bitter, daß er am Ende doch wirklich liebte, und zwar mit der ganzen Innigkeit seiner Natur. Er warf sich selbst seine Schwäche vor; er klagte sich selbst der Thorheiten an, die er so oft an Andern verdammt hatte. War es nur ihre Schönheit, was er liebte? fragte er sich selbst. War es blos die Vollkommenheit der Gestalt und der Farbe, die in wenigen kurzen Jahren schwinden mußte mit den flüchtigen Zeitwechseln und unheilbarem Verfall und Abnahme weichen? War er, der geglaubt

hatte unzugänglich zu seyn allen Einflüssen der Liebenswürdigkeit, war er gefangen durch den gemalten Schimmer einer bloßen schönen Statue? Nein, er fühlte es war Mehr. Er fühlte, daß sie ihn genugsam in ihr ursprüngliches Wesen hatte blicken lassen, um ihn zu überzeugen, daß, obgleich verzogen durch spätere Lebensverhältnisse, sie doch aus der Hand Gottes als ein Wesen hervorgegangen war, das er sich immer bewußt gewesen war lieben zu können, als das herrliche Wesen, in welchem die schöne Gestalt und das schöne Herz und der schöne Geist alle zusammenstimmten in dem Einen großen und umfassenden Einklang der Natur. Er fühlte, daß dem so war, und seine Empfindungen waren dadurch nur um so bitterer.

Er hatte so eine Weile stillgestanden, beschäftigt nur mit seinen eignen Gedanken und mit nichts Anderem, als plötzlich eine Hand seine Schulter berührte, und er, sich umwendend, seinen Freund den Chevalier erblickte.

„Ei, Albert," sagte dieser, „in welch trübseliger Gestalt hängt Ihr hier Euern Betrachtungen nach? Ich begegnete so eben Clemencen auf den Treppen, und sie sagte mir, ich würde Euch hier finden, auf dem Wall die Morgenluft genießend. Ich erwartete Euch zu finden, Euer Auge hinschweifend über diese schöne Landschaft, wie gewöhnlich halb wie ein wahnsinniger Dichter, halb wie ein toller Maler aussehend; und siehe da, statt dessen seyd Ihr hier auf dem Wall aufgepflanzt wie ein Dragoneroffizier, der in einer

langweiligen niederländischen Stadt in Garnison liegt, Eure Ferse schwermüthig in den Boden bohrend, und Euer Auge tief in den Stadtgraben gesenkt. Ins Himmels Namen, warum nahmt Ihr nicht Clemencen mit hieher, Euch aufzuheitern?"

Der Graf lächelte ein wenig bitter. „Es würde schwerlich nöthig gewesen seyn, und schwerlich recht, es zu versuchen," antwortete er; „aber Ihr überschätzt mein Vermögen, d'Evran. Das Fräulein verließ mich mit einem deutlichen Wink, nicht nur, daß sie mich nicht begleiten wolle, sondern auch, daß ich ihr nicht folgen solle."

„Was! spröde auch gegen Euch!" rief der Chevalier lachend. „Ich hätte nicht geglaubt, daß sie dazu genug Entschlossenheit hätte."

„Nein, nein, Ihr irrt Euch, Louis," versetzte der Graf; „nicht im Mindesten spröde, wie Ihr es nennt, aber, wie natürlich, ganz Herrin ihrer selbst, frei zu thun, was ihr beliebte."

„Und doch, Albert," sagte der Chevalier, „und doch glaube ich, daß kein Mann in Frankreich ist, mit dem sie so gerne diese Gärten durchwandelt hätte, als mit Euch. Nein, seyd nicht närrisch oder blind, Albert. Erst gestern hörte ich sie zu Marsillac sagen, als er ihr seinen Abschiedsbesuch machte, sie habe in Poitiers etwas gesehen, was sie in ihrem ganzen frühern Leben nicht gesehen habe; einen Hofmann der kein Geck, einen Soldaten der kein Wüstling sey, und einen

Mann von beinahe dreißig Jahren, der noch einige gute Gefühle in seiner Seele habe."

Der Graf blickte dem Chevalier einen Augenblick fest ins Gesicht, als wollte er in seiner Seele lesen, und versetzte dann: „Kommt, Louis, laßt uns zurückgehen. Wenn sie mich meinte, so war sie eben in der Laune, Complimente zu machen, hatte wahrscheinlich mit ihrem eigentlichen Liebhaber gestritten, und wußte, daß er nahe genug war, sie zu hören."

Der Chevalier drehte sich auf dem Absatz um, ohne zu antworten, sang ein paar Noten von einer lustigen, damals in Paris modischen Melodie, und ging dann mit dem Grafen, der, nach Allem, was er gehört und gesehen, sich nur in dem Vorsatz bestärkte, seinen Aufbruch von Poitiers so sehr als möglich zu beschleunigen, in das Haus des Gouverneurs zurück.

Die Stunde des Frühstücks war noch nicht gekommen, als sie in das Haus eintraten, und der Graf eilte nach seinen Zimmern, weil er einige Minuten allein zu bleiben wünschte, nicht um Gedanken und Träumen nachzuhängen, die, wie er wohl fühlte, ihn nur unmännlich machen müßten, sondern um einen ernstlichen Versuch zu machen, seine ganze Fassung wieder zu gewinnen, und die zwei oder drei Tage, die er noch zu verweilen hatte, so hinzubringen, als wenn Nichts die gewöhnliche Ruhe und das Gleichgewicht seiner Gefühle gestört hätte. Im Vorzimmer aber fand er Meister Jerome, die Thüre bewachend,

wie die Katze das Mausloch; und im Augenblick, wo er eintrat, sprang Jerome auf mit den Worten: „Oh, gnädiger Herr, ich habe Euch etwas zu sagen, was sich wohl der Mühe verlohnt, in der Eile anzuhören. Ich habe die Beschaffenheit der Commission des Herrn von St. Helie, die Ihr zu erfahren verlangt habt, genau ausgekundschaftet.“

Der Graf winkte ihm in das innere Zimmer und fragte ihn mit strengem Blick: „Wahrheit oder Lügen, Riquet? Dies ist keine Sache zum Spaßen!“

„Wahrheit, auf meine Ehre, Herr,“ antwortete der Mensch; „ich würde Euch unter keiner Bedingung hintergehen; und jetzt bitte ich, gnädiger Herr, macht keine Fragen an mich, sondern laßt mich Euch meine Geschichte erzählen. Es ist diesmal wenigstens die reine Wahrheit, verlaßt Euch darauf. Ich kann zu seiner Zeit wohl die Wahrheit sprechen, gnädiger Herr, wenn es mir passend erscheint.“

„Aber wie soll ich mich von der Richtigkeit der Nachricht überzeugen, wenn ich keine Fragen an Euch machen soll, Riquet?“ sagte der Graf.

„Ihr könnt Euch ganz sicher darauf verlassen, Herr,“ versetzte der Diener, „obgleich ich Euch nicht sagen darf, wie ich zu der Kunde kam. Setzt einmal den Fall, sage ich, ich hätte gehört, wie Herr von St. Helie sie von Wort zu Wort dem Herrn Pelisson mittheilte, und der Pfarrer von Guadrieul hätte es bestätigt. Ich sage, setzt einmal diesen Fall, und seyd versichert, meine Autorität ist ganz eben so gut.“

„Nun denn," sagte sein Herr, „so beginne."

„Gut denn, gnädiger Herr," fuhr der Diener fort, „natürlich hoffe ich, als guter Katholik, daß Ihr und alle übrigen Hugenotten Frankreichs seiner Zeit durch und durch werdet gebraten und geröstet werden; aber demungeachtet bin ich, da Ihr in dieser Welt zufällig mein Herr seyd, verpflichtet und verbunden, Euch zu sagen was ich hörte. Also, Herr von St. Helie und Herr Pelisson haben Befehl, die Stände der Provinz aufzufordern, wirksame Maßregeln zu ergreifen zu dem Behuf, alle Hugenotten innerhalb ihres Bezirks ohne Verzug in den Schooß der Kirche zurückzuführen. Bei dieser Aufforderung sind gar viel sanfte Worte gebraucht und ist viel Gerede von Milde und Ueberzeugung; aber die Kinder von Hugenotten sollen durch alle und jede Mittel herübergebracht werden; man soll sie mit sieben Jahren annehmen zur Widerrufung ihrer Irrthümer. Keinen Hugenotten soll mehr gestattet seyn, Schulen zu halten. Sie sollen von allen öffentlichen Aemtern jeder Art und Gattung ausgeschlossen seyn. Sie sollen ihre Religion nicht mehr die reformirte Religion nennen dürfen — —"

„Genug, genug," sagte der Graf, ihn unterbrechend, „und mehr als genug. Ist diese Nachricht zuverläßig?"

„Höchst zuverläßig, Herr," versetzte der Diener mit einem Ernst, der keinen Zweifel über seine Aufrichtigkeit übrig ließ; „und die Commission schloß mit den Worten: diese Mittel seyen zu ergreifen als

Vorbereitung auf die weiteren Schritte, welche der König zu thun entschlossen sey."

Der Graf antwortete nicht, schritt aber zwei oder drei Minuten in großer Aufregung im Zimmer auf und ab. „Ich brauchte etwas, um mich aufzuraffen," sagte er endlich, und jetzt habe ich es in der That! Schnell Riquet, rufe Claude und Beyhoues und Martin; sage ihnen, sie sollen ihre Pferde satteln, denn sie sollen mir Briefe bestellen. Wenn Du dies gethan, komm' wieder her und sage Niemand sonst ein Wort von dieser Sache."

Als der Diener zurückkehrte, fand er drei Billets geschrieben und adressirt an verschiedne protestantische Edelleute in der Umgegend von Poitiers, welche ihn sein Herr anwies, den genannten Dienern zu übergeben, um sie an die Orte ihrer Bestimmung zu bringen; und dann sagte er: „Jetzt, Riquet, habe ich einen Auftrag für Dich selbst; ich will Dir kein Billet mitgeben, da dies nutzlos wäre. Du wüßtest dessen Inhalt, ehe Du am Ziel deines Wegs ankämest; das weiß ich recht gut."

„Gewiß, gnädiger Herr," sagte der Kammerdiener mit seiner gewöhnlichen Keckheit, „ich mache mir immer ein Anliegen daraus, denn dann kann ich den Inhalt bei meiner Ankunft doch sagen, im Fall ich das Billet unterwegs verliere."

„Ich weiß es," versetzte der Graf, „aber ich glaube trotz dem, daß Du mir treu und anhänglich bist, und schweigen kannst, wenn es nöthig ist."

„Wie das Grab, gnädiger Herr," antwortete der Mensch.

„Gut denn," fuhr sein Gebieter fort, „Du kennst das Schloß Maille, etwa zwei Stunden von hier entfernt. Dorthin gehe — suche Herrn von Convoie zu sprechen — sage ihm, ich wolle bis morgen Mittag etwa bei ihm seyn — ich habe ihm Sachen von der höchsten Wichtigkeit mitzutheilen — und ich habe drei andre Edelleute unsers Glaubens ersucht, morgen in seinem Hause mit mir zusammenzutreffen. Sage nicht mehr und nicht weniger."

„Gnädiger Herr, ich will es auf allen Seiten genau so beschneiden, wie Ihr mir geboten habt," versetzte der Diener, „und ich will Euch seine Botschaft unverzüglich zurückbringen, wenn er mir eine mitgibt."

Nach diesen Verfügungen begab sich der Graf an den Frühstücktisch, wo er den Chevalier an der Seite von Clemence de Marly sitzend fand, der Graf hatte sich vorgenommen, während seines noch übrigen Aufenthalts so wenig als möglich auf das Betragen Clemencens zu achten; er wollte sich bestreben, sie als ein Wesen anzusehen, das nie die Seinige werden konnte; doch aber konnte er nicht umhin zu bemerken, daß, obgleich sie und der Chevalier allerdings nicht viel mit einander sprachen, von Zeit zu Zeit in leisem Ton einige Worte zwischen ihnen gewechselt wurden, die sich offenbar auf Gegenstände bezogen, die der allgemeinen Unterhaltung fremd waren.

Er stählte sein Herz, obgleich er selbst Todesqual litt, schützte die Nothwendigkeit vor, einige Freunde in der Nachbarschaft zu besuchen, bestieg unmittelbar nach dem Frühstück sein Pferd und war den größern Theil des Tags von Poitiers abwesend.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

James, G. P. R., / Notter, Friedrich, / Pfizer, Gustav,

G. P. R. James' Romane

Bd.: 8

Stuttgart 1839

P.o.angl. 590 r-7/10
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10753175-1